Gottfried Keller im Europäischen Gedanken

Max Hochdorf


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Schweizerische Bibliothek

In derselben Sammlung erschienen:

Erste Serie

1. Erinnerungen an Ferdinand Hodler. Von Fritz Widmann.
2. Goethe und Lavater. Zeugnisse ihrer Freundschaft.
3. Schweizerdeutsche Sprichwörter.
4. Jeremias Gotthelf. Aufsätze von Gottfried Keller.
5. Lyrisches Bekenntnis. Zeitgedichte.

Zweite Serie

6. Heinrich Pestalozzi. In Auswahl herausgegeben von Max Konzelmann.
7. Schweizerdeutsch (ältere Proben). Herausgegeben von O. v. Greyerz.
8. O mein Vaterland. Die Schweiz im heimischen Liede des 14.–20. Jahrh. Herausgegeben von G. Bohnenblust.

9./10. Das poetische Zürich. Vier Novellen. Von R. Faesi und E. Korrodi.

Dritte Serie

11. Der Landvogt von Greifensee. Von Gottfr. Keller.
12. Sieben Legenden. Von Gottfried Keller.
13. Die Alpen und andere Gedichte. Von A. v. Haller.
14. Gottfried Keller im europäischen Gedanken. Von Max Hochdorf.
15. Die junge Schweiz. Herausgegeben von E. Korrodi.

MAX HOCHDORF

GOTTFRIED KELLER

im europäischen Gedanken

Erstes bis fünftes Tausend

RASCHER & Co., VERLAG, ZÜRICH, 1919

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Frau Katharina Justrow de Novoa

in großer Verehrung

INHALT

I.

WANDERUNG

Während die europäischen Geister immer enger wurden, und es schien, daß die Menschheit im Nationalismus ersticken würde, wandten sich einige der Erhabenheit und dem Ewigen besonders untertänige Köpfe einem Ideenkreise zu, in dem die fröhlicheren und weiter greifenden Gedanken an die ganze Menschheit emsig gepflegt werden konnten. Die Waffen und Gifte der Gehirne und der tödlich geladenen Bomben zersprengten das Europäertum, aber die sammelnden, geheim wirkenden Energien des Gedankens verbündeten sich über Schützengräben und Stachelzäune hinaus, um doch so etwas wie ein unvergängliches Europäertum zu bewahren. Und man sammelte sich besonders in der Schweiz, um solches Seelengut zu retten. Man vergaß dort nicht, daß der alte Goethe, der das irdische und überirdische All sehnsüchtig durchwandert hatte, einmal beflissen gewesen war, jene Weltliteratur zu lobpreisen, in der leben und träumen sollte, wer sich gewöhnen könnte, der Menschheit veredelnd und anmutig zu dienen.

Man vergaß in der Schweiz nicht die Eduard Rod, die Louis P. Betz, die Stapfer und Baldensperger, all

die aufmerksamen Beobachter der seelischen Kräfte, die zwischen den einzelnen Nationen nicht zerstörend, sondern zusammenschließend wirkten. Und als im Juni 1899 Louis Betz im Festsaal der Pariser Sorbonne zuhörte, wie die wissenschaftlichen Würden an Ferdinand Baldensperger gespendet wurden, der vor Pariser Akademikern und Professoren das Genie des Zürichers Gottfried Keller rühmte, da umwitterte den empfindsamen und gelehrten Geschichtsschreiber dieses denkwürdigen Frühlingstages etwas von dem schönsten Europäergeiste. Ja, der Geist der alten Welt hatte sich ausgespannt. Er hatte auch den Sohn der neuen amerikanischen Erde erobert. Er hatte bewirkt, daß in Amerika mit Eifer jenes eigentümliche, strenge Republikanertum untersucht wurde, dem Gottfried Keller zum Leben, und was noch wichtiger ist, zur eindringlichen Kunstform verhelfen durfte.

Man ist verleitet, dem Gedanklichen der Kellerdichtung, das ja weit über Politisches hinausgeht, um jedes Menschliche zu berühren, noch emsiger nachzuforschen; darf man doch hoffen, in der geistigen Artung dieses Mannes Lichter und Überraschungen zu entdecken, die das Verhältnis des Kellerschen Genies zum europäischen Gesamtgeiste verschwenderisch erhellen.

Die Phantasie des Geschichtsschreibers verweilt gern in den Schweizer Landschaften. Sie durchwandert die Heiterkeit der Täler und Seen und die Berghöhen im ewigen Schnee, um sich der Einkreisung durch Fragen

hinzugeben, die in der verhängten Studierstube niemals eine Lösung gefunden hätten. Da macht die grübelnde Phantasie denn erstaunt Halt vor dem Scherzliger Wasserhäuschen am Thuner See, das Heinrich von Kleist einmal bewohnt hat. Ein höchst persönlicher Romantiker wurde dieser Dichter. Aber es brodelte, während er auf dieser Schweizer Friedensinsel Rast machte, der vielfältige Hang in ihm, ein gewissenhafter Naturanbeter und ein vorausstürmender Freund jeder strengen Wirklichkeit zu werden. Hätte ihn nicht die Unruhe des Schicksals von diesem Flecken der Einkehr fortgehetzt, wer weiß, welche Pfade das Kleistische Genie erwählt hätte, um sein Weltbild in Anschaulichkeit umzusetzen. Sicher ist, daß Heinrich von Kleist Ahnungen in sich herumtrug, die erst von späteren Meistern der Realistik erfüllt werden sollten. Die Phantasie begleitet Friedrich Nietzsche in die Engadiner Gletscherhöhe. Alles, was europäischer Kult der Persönlichkeit wurde, senkte sich, einem flügelmächtigen Adler gleich, von diesen Wegen der Einsamkeit über die ganze europäische Erde. Und hierauf gesellt sich die Phantasie zu John Ruskin, der am Genfer See seine Weltenträume hegt, und sie schließt sich dem schwerblütigen Genfer Jean Jacques Rousseau an, der auf dem belaubten Eiland des Bieler Sees eine Romantik vorausdenkt, die Ruskin den Europäern des ausklingenden neunzehnten Jahrhunderts mit Beredsamkeit und zahlreicher Verschnörkelung einprägt. Und endlich: die Phantasie kehrt in dem wohlgeordneten

Landsitz des Herrn Voltaire ein, der vor den Grenzen Frankreichs, aber auf Schweizer Erde, Vernunft und Zermalmung des Aberglaubens und sogar Revolution gegen die Tyrannei des Absolutismus predigt.

All diese Punkte, die sich in den Gedanken und Erinnerungen ansiedeln, liegen so nahe auf der helvetischen Karte. Es könnte einer das Abenteuer wagen, in zwei tüchtig abrackernden Tagesreisen eine empfindsame und gedankenträchtige Pilgerfahrt zu diesen Quellen der buntesten Weltanschauungen zu unternehmen. Er müßte hierbei das Buch der Geistesgeschichte aufblättern, und bald würde er finden: Mannigfachstes, fast das Wichtigste von dem, was die modernen Köpfe durchsaust und geläutert hat, wurde auf Schweizer Erde ausgedacht oder wenigstens angebaut und vorbereitet. Vorbereitet wurde es dort, und es wurde auf einer anderen Stätte des Internationalismus, auf der schweren, dunklen, vom Meeresnebel häufig verhüllten, belgischen Erde, bis ins äußerste zu Ende gedacht und so gründlich durchgeackert, daß aus der Hauptstadt dieses fleißigen Landes die Hauptstadt der internationalen Geistesgestaltung wurde.

Das sind Länderschicksale, die nur der Gefühllose nicht sieht. Und mitten in solcher Fügung steht auch Gottfried Keller.

Was ist er? Ist er bloß Auge? Ist er bloß Herz? Es wäre schwer zu entscheiden. Man denkt nur an das Riesensinnbild, das der Dichter und Vagabundenheilige Léon Bloy einstmals vorschlug, als es galt, für Honoré

de Balsac die endgültige und sinnbildliche Denkmalsform herauszufinden, die nicht nur das Spiel eines oberflächlichen und schwachen Künstlers sein sollte. Bloy schlug vor, daß man nichts als ein einziges Riesenauge male. Dieses Riesenurauge sollte zugänglich sein allem Lichte, offen auch für jeden Schatten; es sollte ein Auge sein, nicht nur fähig, um geradeaus zu blicken, sondern drehbar wie ein spähender Scheinwerfer, damit es alle Himmelfahrtsrichtungen, aber auch jede Höhe und jeden Grund des Erdbodens umfasse.

Solch Auge ist Keller gewiß. Solch Auge verleitet ihn auch, daß er sich als Jüngling schon nicht mehr damit begnügt, ein schmächtiges Seelenbild seiner eigenen Persönlichkeit nur zu spiegeln. Nein, der Lyriker, der sich in die Öffentlichkeit tastet, ist eigentümlich enthaltsam in allem, was seine sehr besondere Romantik angeht. Schon sehr früh möchte er sich selber überwinden und die Welt durch seinen Ruf zu Kampf und Aufruhr bezaubern. Er fühlt sich in Feindschaft zu dem tauben und törichten Genuß der bloßen Selbstbehorchung. Und da er ein Freiheitsdichter wird, läßt er sich doch wieder nicht auf die bloße Befeuerung zu Bilderstürmerei und Aufsässigkeit ein, wie es die Herwegh und Dingelstedt getan haben. Er ist einer der ersten *sozialen* Lyriker in Europa; d. h. er erlöst sich bald von dem rein politischen Singsang. Er ist nicht nur ein revolutionärer Dichter nach der Mode seiner Zeit.

Ihm liegt wenig an dem Aufruhr, wenn die Revolu-

tion die Erleuchtung nicht auch in das Gewissen der Menschheit bringt. Und dann erinnere man sich, wie weit Keller schon vor mehr als siebenzig Jahren in jene Wunder hineingeschaut hat, die heute nicht mehr als Mirakel, sondern als sehr natürliche, von dem Menschenwillen sehr bequem zu regierende Naturwirklichkeiten angesehen werden: Justinus Kerner, der Wunderdoktor und spukende Geisterfreund, der geheimnisvolle Seelenarzt und Schutzherr besessener Gottesjungfrauen, findet den Gedanken erniedrigend und beschmutzend, daß die Menschen eines Tages, dem Vogel gleich, durch die Luft fliegen werden. Dann könnte es doch geschehen, daß es einem allzukühnen Luftfahrer einfiele, auf seinem Schiffe dreckige Ölfracht fortzuschaffen, und aus den fettigen Bottichen könnte es zu den sonntäglich gekleideten Menschen gefährlich hinuntertropfen, um ihnen die Röcke und die strahlende Wäsche zu besudeln. Da lacht sich Gottfried Keller eines ins Fäustchen, er, der Träumer in die Zukunft, er, der Seelenwanderer, der dem Europa des zwanzigsten Jahrhunderts vorauswandert. Er lacht, und er ruft, daß ihn solch Kinderschrecken und solch Philisterschrecken gar nicht einschüchtern. Gut, mag sich doch der Reiter auf den künstlichen Vogel schwingen! Mag er doch Malvasierwein in die Sonnennähe hinaufnehmen, ihn schütten in den schimmernden Humpen, ihn leeren und dann die Neige in den wundervollen Erdenraum hinuntergießen. In Keller ist nur Jubel über diesen Sieg des Menschen, der um

achtzehnhundertfünfzig erst ein kärglicher Sieg war, dem manches allzu waghalsige Leben noch verfallen mußte. Keller ist kein furchtsamer Träumer. Er springt fröhlich in das hinein, was erst Jahrzehnte nach ihm in Europa beherrschte und wohlgezügelte Wirklichkeit werden sollte.

Ja, er ist behende und der guten Ahnungen voll, obgleich sein Äußeres gegen eine derartige Geschmeidigkeit spricht. Ist sein Körper doch zusammengeballt und schwer, drückt der Kopf, der Träger einer gewaltigen Gedankenwerkstatt, doch beinahe unförmig und beängstigend in die Schultern hinein. Wer dieser Gestalt zum erstenmal naht, betrachtet sie mit einiger Bestürzung. Sie scheint allzu plump, als daß sie die Hausung eines geschmeidigen Kopfes hergeben könnte. Sie scheint allzu rund und gepolstert, als daß man ihr zutrauen möchte, sie würde sich sorgsam und andächtig aufmachen, um die Menschheitsseele liebend zu betasten. Man erinnert sich dann aber, daß auch im Äußeren eine eigentümliche, das Nachdenken sonderbar festhaltende Verwandtschaft zwischen Gottfried Keller und solchen Dichtertemperamenten besteht, die von seinem Schlage sind. Noch hat sich keiner die Frage vorgelegt, warum etwa Gottfried Keller und Zola und Jean Paul und einige der großen englischen Erzähler so massig in ihrem Körperlichen ausgewölbt waren, warum die Seßhaftigkeit am Arbeitstisch zu einer ihrer merkwürdigsten Tugenden gehört hat, warum endlich all diese Genies sich scheuten, die Wanderfüße allzu

emsig vor die Tür zu setzen. In all diesen Epikern lebt eine ungeheure Kraft, geduldig bei den Dingen zu bleiben. Es scheint, daß sie gar nicht frei beweglich durch das Leben gehen. Es scheint, daß sie mit dem kyklopischen Lebensblock verhämmert und verquadert sind, genau so wie der Rodinsche Balzac, der überall an seinem Körper, auf den Schultern und auf den Hüften, auf der Wirbelsäule und an den Schenkeln, ein Stück Urwelt und Ewigkeitsgestein herumschleppt. Diese Epiker brauchen nicht die raumfressenden Kutschen oder Eisenbahnen. Sie brauchen nur einen heiteren Horizont vor ihrem Schreibtisch. Sie sind nur mit Schwierigkeit aus ihrem Bau hervorzulocken. Und verlassen sie ihn, so geschieht es eigentlich nur, um sich auf die gleiche, ihnen wohlgewohnte Weise an dem neuen Orte zu verankern. Sie sind unbeweglich wie Gott selber, der seinen Himmel nie verläßt und höchstens von Zeit zu Zeit einen seiner begnadeten Söhne zum Offenbaren auf die Erde niedersendet. Sie sind auch unbeweglich wie Gottes Stellvertreter in Rom, dem es ein kanonisches Gesetz verbietet, das enge Herrscherreich zu verlassen. Sie sind auch unbeweglich wie die Staatsoberhäupter einiger Republiken, denen die Verfassung vorschreibt, daß sie während ihrer Regentenzeit die Landesgrenze nicht überschreiten. All diese Dichter sind die großen und beharrlichen Aufklärer, und sie gehören ebenso zu *einem* Bund wie die dämonischen und besessenen Geißeler der Menschheit, wie etwa der Deutsche Friedrich Hebbel, der Franzose Verlaine,

der Engländer Shelley und der Russe Dostojewski. Aber diese Dämonischen sind anders gebaut, sie sind hektisch, sie sind von innen her verdorrt und ausgezehrt, ihr Gesicht ist knochig und hager. Der lungensüchtige Friedrich Schiller und der wahnsinnige, der Tobsucht häufig verfallende Messias und Maler Vincent van Gogh gehören auch zu dieser Gruppe der Hageren und Besessenen.

Einmal weilte der alternde Gottfried Keller bei Freunden, die ihn ehren wollten. Ernste und gesetzte Hausherren und dazu Jugend, die von der Hausterrasse hinunterstürmte, um schleunigst in den Garten zu gelangen. Und auch Keller sollte der Jugendschnelligkeit folgen und gewandt die Treppenstufen nehmen. Da erstarrte er für einen Augenblick. Es wird erzählt, daß er auf dem Absprung der Terrasse hilflos und fast ohnmächtig gestanden hat. So sträubt sich etwa ein verängsteter Hund, der einen glitschigen, ihm nicht vertrauten Marmorfliesenweg hinuntergeschleppt werden soll. Die unbeseelte Kreatur heult ihre Angst tierisch aus. Doch Keller blieb stumm, nur an das Herz griff er. Was mag er in dieser Stunde gefühlt und gedacht haben?

Immer bedünkte es den Grübelnden, daß dem Dichter gerade in diesen Sekunden zumute war wie dem Ertrinkenden, der noch einmal sein ganzes, langes Lebensschicksal überblickt, ehe sein Leben zerspringt. Da Keller, der es nicht wagt, den Fuß von dem schützenden Stein zu entklammern, derart von Eingebungen und Befürchtungen gebunden wird, geht es ihm auch

wie dem Ertrinkenden. In seinem Geiste ballt sich sein eigenes Leben zusammen. Aber es ist im Grunde gar nicht sein eigenes Leben, sondern die Daseinskraft, die er den Geschöpfen seiner Einbildungskraft schenken mag. Der dichtende Schöpfer steht ermüdet und ratlos vor den hüpfenden, sehr munteren Durchschnittsgeschöpfen des Alltags und der Endlichkeit. Ein Grauen faßt ihn plötzlich, all dem Vergänglichen eingemischt zu werden. Gewiß, die Müdigkeit des Blutes und die Last der Beine befördern und vermehren dieses Grauen. Aber das Körperliche verwandelt sich schnell in das Geistige.

Ihm stößt dieses selten beachtete, nur beiläufig in den Notizen des Kellerschen Lebens aufgezeichnete Erlebnis zu, als er zwischen seinem Jugendwerke des „Grünen Heinrich" und dem Schlußwerke des „Martin Salander" steht und noch einmal formen und endgültig gliedern möchte, was der Traum des Dreißigjährigen gewesen ist, und als er endlich in den Weltenplan einfügen will, was sein letztes Wort zu den Zeitläuften sein soll. Da vermengen sich in ihm die Erinnerung an das Alte und die Befeuerung durch das Neue seltsam. Es findet ein Aufeinandertürmen des Gestaltungstriebes und der keimenden Inspiration statt. Das ist im Gebiet des Geistigen und besonders des künstlerischen Schaffens ein sehr rätselhafter Vorgang. Während ein Dichter noch an schon vorhandenen Gebilden umbaut, reißt es ihn zu Träumen und Entwürfen fort, die erst Wirklichkeit gewinnen möchten.

Dieses Problem vertieft sich nun zu beinah mystischer Verworrenheit in Gottfried Keller. Und es beleuchtet sich doch wieder zu sehr belehrender Klarheit, wenn man die Arbeitsgezeiten seines Genies überrechnet. Keller gestaltet nämlich in dem Riesenwerke des „Grünen Heinrich“ sich selber. Er gestaltet in Jahrzehnten alles, was er ursprünglich in sein mächtiges Buch einfügen wollte, und was hernach nur Gegenstand einer besonderen Ausformung wurde. Würde Keller nach dem „Grünen Heinrich“, den „Züricher Novellen“ und den „Seldwyler Geschichten“ gestorben sein, dann würde eine Lebensarbeit zurückgeblieben sein, die sich ganz einheitlich aus den traumverhüllten Urbornen erklärt, und die auch mit allen Fasern der formalen Vollendung in das Gebiet des „Grünen Heinrich“ gehört. Was der Jüngling, der fast noch ein Knabe ist, an Weltanschauungen und Erdenbildern aussinnt, die Methode der geistigen Einstellung, alle Eigenart des Sehens, auch alles, was Motiv heißt, also die aus der sittlichen Erfahrung und dem persönlichen Leid herausgeschmolzene Inbrunst der Menschenerfassung, alles das ist in der ersten Zeile des „Grünen Heinrich“ schon vorhanden und vorbereitet. Es wurde nur tausendfach gesiebt und ausgefädelt, erwogen, ausgebogen und gedrechselt, wenn der gestaltende Träumer an seinen frühesten Visionen weiter dichtete. Ein Zauberkünstler hat, selbst im Lyrischen, einen Goldklumpen der Dichtung gefunden, als er eben reif wurde. Dann bricht er immer von dem gleichen Stücke

die Brocken ab, die er ausmünzen will; aber jedes Münzstück verrät die Quellenader, aus der es entstammt.

Nun empfängt der Greis plötzlich eine Eingebung, die ihn zu ganz anderen Bezirken fortreißt. Er plant eine Schöpfung, die mehr Zeitliches als Ewiges erörtern soll. Doch es wird dem Dichter sehr schwer, sich aus der Vergangenheit loszulösen und in die Welt des „Martin Salander“ hineinzuschreiten, denn hier muß alle brennende und traurige Gegenwart erfaßt werden. Der Dichter muß ein Verkünder der mahnenden Tageswirklichkeit sein, die alle Berechnung des Gehirnes mächtig beschäftigt. Er muß ein Naturalist sein, ein Volkswirt, ein Politiker, ein Ausdeuter der Vaterlandsnöte, ja sogar ein Reformer der gesellschaftlichen Zustände, die ihn umgeben. Und siehe, er ist sehr ungehalten, da er so heftig aus dem Rhythmus seiner alten Kunstidylle geschleudert wird. Daher die Unruhe und die bis zur Lähmung gesteigerte Niedergeschlagenheit und Willensschwäche in ihm. Er tut sein neues Werk erst widerwillig und im Zorne. Er überlädt sich förmlich mit Wut. Es hilft ihm jenes Schicksal, das Zufall scheint, das aber doch ein dunkel wirksamer, vielleicht bewußter Mitarbeiter des Genies ist. Der Dichter, der sich am „Salander“ versucht, muß in einem Hause wohnen, aus dem ihm ständig der Lärm von streitsüchtigen Bierbankpolitikern entgegenschallt. Und so wird dieser Naturalist, der sich beinah seiner Wandlung schämt, ein sehr hellhöriger Theoretiker der naturwissenschaftlichen

Schriftstellerei, die sich an politischen Dingen erhitzt. Wohl, er schimpft nicht wenig auf gewisse Unsitten seiner Schreibgenossen, die sich prahlend zur Naturalistenschule bekennen, doch er wird selber ein Vorgänger und durch das Beispiel belehrender Mitstreiter für diese Literaturgattung, die Europas fruchtbarste Geister erobern sollte. Er wird es nur aus wühlendem Temperament und so stark, daß er sich selber vor seiner Schärfe fürchtet. Deshalb maskiert er sich und seine Absichten, als wenn er gar nicht so derbe Wirklichkeit plante. Und trotzdem beschäftigt ihn alles, was Europas schriftstellernde Naturalisten umschmeichelt, außerordentlich. Tief ergreift ihn das Abstammungsproblem der Geschlechter. Ist er erschrocken, daß ihn solche Entweihung der Romantik treibt? Er versucht es nämlich, den Darwinismus ins Spielerische umzubiegen. Schon Martin Salander sollte ursprünglich eine Säuferkrise durchmachen, wie sie Zolas Säufer nicht heftiger erduldet hätten. Keller mildert das, schließlich unterdrückt er das Motiv sogar. Doch sein Denken ist seltsam verwundet und überreizt von dem, was der europäische Geist seiner Zeit gewesen ist.

II.

LIEBE

Gottfried Keller ist ein Jüngling, und er sitzt, an Träumen über seinen künftigen Dichterruhm spinnend, im Berliner Schauspielhaus. Wie ihn das Schicksal gründlich zerzaust hat! Seine Gedanken sind bei wuchtiger Arbeit; aber er ist gezwungen, nicht nur das Lichte des Übersinnlichen und der einstigen Größe zu bedenken, er muß sich auch mit dem Linnenzeug seiner Hemden beschäftigen, denn er ist kein wohlhabender und freier Poet, sondern ein armer Schlucker und Stipendiat und, wenn es nötig ist, sogar ein Schuldenmacher. Und da er in der Preußenstadt die groben, von der Züricher Mutter genähten Hemden mit den feineren Berliner Hemden vertauscht, geht es mächtig moralisch in ihm um. Geht es um in ihm von einer ganzen, bohrenden Weltanschauung. Ein Genie braucht eben keineswegs Wolken oder Abgründe, damit es sich tiefgrabend erbaue und erkenne. Etwas sehr Winziges und scheinbar Alltägliches genügt schon, damit es fruchtbar in dem Genie weiter wirkt.

Keller sitzt vor der Rampe des Theaters, und er

läßt das Spiel, das er sonst sehr liebt und das ihn so häufig von der eigentlichen Bühne abgelenkt hat. Es konnte ihm nämlich oft begegnen, daß er von der Theaterei gar nichts merkte und die Menschen im halbdunkeln Zuschauerraum eifriger studierte als die Komödianten zwischen den Kulissen. So sehr fesselte ihn selbst das Gesicht des Berliner Philisters. Bedenkt man, daß zu der gleichen Zeit der preußische Maler Adolph Menzel und die französischen Menschenfreunde Jules und Edmond Goncourt und der Westschweizer Grübler Henri Amiel in Berlin den gleichen Liebhabereien nachgingen, so bedauert man beinah, daß sich diese Gleichgestimmten nicht im Berliner Straßengewinkel begegnet sind.

Aber diesmal war die Aufmerksamkeit Gottfried Kellers nicht von der Bühne abzulenken. Er wurmte sich auch nicht in dem Entschlusse, all seine bisherige Poesie abzuleugnen, die er nur als eine Philisterpoesie einschätzte. Ihn beunruhigten auch nicht die bissigen Pläne, mächtige Possenstoffe zu erfinden, die großartige Dummheiten ganzer Völker entlarven sollten. Nein, er wird durch die Vorgänge auf der Bühne diesmal mächtig gepackt und umklammert.

Auf der Bühne wird aber französisch gesprochen, eigentlich nicht nur gesprochen, sondern dunkel und geheimnisvoll orakelt von einer Stimme, die sich gewaltig in die Hörer hineinschaufelt, um durch Wohlklang und Schwermut tragischster Prägung zu wirken. Auf der Bühne wird gesagt:

„— — — — un acier que le traître en mon sein a plongé tout entier — — „Der Stahl, den der Verräter in meinen Busen trieb —".

Oder:

„O, reveil plein d'horreur, o, songe peu durable, o dangereuse erreur!

„Entsetzenvoll Erwachen, unbeständger Traum und Irrtum, mannigfach gefährdend!"

Oder:

„Elle flotte, elle hésite, en un mot elle est femme."

„Sie schwankt, sie zaudert, ist ja nur ein Weib."

So klagt die „Athalie" Racines. Racines Königin spricht aber durch den Mund der berühmten Tragödin Rachel, und Gottfried Keller hört ihr zu. Er beherrscht das Französische genügend, um den Sinn aus all der Silbenpracht zu begreifen. Doch ihm liegt gar nichts an solcher perlenden Klarheit; denn in ihm rumort ganz anderes. Während er die französische Schauspielerin bewundert, wandern nämlich vor seinem geistigen Auge all die Frauengestalten vorüber, denen seine Sehnsucht und sein niemals erfülltes Begehren zugeströmt sind. Kellers Liebe pflegte sich ja stets auf merkwürdige Frauen zu richten. Er hatte allezeit eine besondere Neigung zu den Hohen und Stattlichen, zu den Eigensinnigen und Seltenen, kurz, zu den Frauen, an die sich nur ein sehr sieggewohnter Eroberer heranwagen sollte. Und nun war Keller doch ein unansehnliches, nur knorriges Männlein, nicht begabt mit Schönheit, kaum ausgestattet mit

zarter Zungenfertigkeit. Trotzdem scheinen die majestätischen Frauen sein wichtigstes Schicksal. Der grüne Heinrich findet die gesundmächtige Judith. Und es führt gewiß ein weiter Weg des Geschichtlichen von dieser biblischen Königin Racines zur unselig geliebten Johanna Knapp und zur früh durch Schwermut umnachteten Luise Scheidegger, die ins Wasser ging, ehe sie Keller als Gattin angetraut wurde. Aber Madame Rachel, die auf der Bühne wildwütigen Mordeszorn ausrast, ähnelt in vielen Zügen jenen Frauen, die Gottfried Keller persönlich begegnet sind, und die seine Vorliebe und seine Dichterträume mit Kunstwirklichkeit beschenkt haben.

Ihn fesselt der ewige Grundzug, der alle diese Frauen auszeichnet. Sie sind Frauen, die, wie durch Schicksalssklaventum, ins Unselige hineingestellt wurden. Das rein Körperliche, diese traurig eindringliche Hülle, der Königin Athalie halbe Greisinnenschrecklichkeit, die aber noch auf alle Brunst und Inbrunst rückwärtsdeutet, das sieht Keller an Madame Rachel. In den veraschenden Haaren Athaliens siedeln sich seine Gedanken, seine Theaterpläne, seine Welt- und Frauenträumerei und sogar seine sittliche Sehnsucht an. Und er ist derartig tief in diesen Anblick verstrickt, daß die tragische Frau, der er selber zur Kunstwirklichkeit verhelfen möchte, nach seinem Entwurf die gleiche Leidenschaftsfinsternis und die nämliche, dunkel züngelnde Parzennatur zeigen soll. Und obwohl die große tragische Gestalt der „Therese“, die Keller bis

ins Greisenalter vorschwebte, gar nichts von der Blutrünstigkeit Athaliens besitzt, obwohl sie eher hingeopfertes Frauenopfer ist, gehört sie doch zu den Schwestern der biblischen Königin. Sie steht ebenso wie Athalie, unter dem Griff einer Fügung, die den tragischen Tod bringen muß. Die Schicksalstragödie, die höchste Form aller Kunstformen, sofern sie nicht durch falsche Motive, sondern durch heilig befestigte Gottes- und Seelengesetze aufgelöst wird, bannt Gottfried Keller, da er das Toben der biblischen Teufelin, verkörpert durch Madame Rachel, mit angehaltenem Atem verfolgt. Mit gleichen Motiven will er das Schicksal des „Grünen Heinrich" einfärben. Er fühlt sich als den unvergänglichen Mittelpunkt solcher Schicksalstragödie mit seinen eigenen Herzenserlebnissen. Und so soll es auch geschehen mit Therese, der Frau, die eine Trägerin all seiner Frauenpsychologie werden soll. Therese flicht ihre Haare auf; sie läßt die Flechten über Hüften und Schultern rieseln und redet so ein Stück Rede, wie es Lady Macbeth und Athalie auch reden, mag es auch nach dem Kellerschen Sinn modernisiert sein. Das Lebensziel der Frauen entscheidet dabei nicht, sondern die Stellung, die ihr Inneres zur Welt einnimmt, der Inhalt ihrer Launen und der besondere und schwere Schatten, den ihr bloßes Dasein über die Erde hinschleift. Sie sind alle Weiber, die so männlich scheinen für das kurzsichtige Auge; sie sind aber so höchst weiblich. Ihre Entschlüsse steuern wohl auf das Zerbrechen eines Nebenmenschen,

doch die Skrupeln nagen an ihren Entscheidungen, sie leiden schmerzlicher als die Männer, selbst dann, wenn sie Mörderinnen sind. Wären Niobe und Klytämnestra einer Mutter Kind, und wäre es möglich gewesen, daß aus der Mutterschöpferin derartiger Seelengegensätze noch ein anderes Kind hervorkäme, in dem die Anlagen der Niobe und der Klytämnestra sich kreuzten, so wäre vielleicht jenes Weib geboren worden, das Gottfried Kellers Einbildung in dem Berliner Theater aufbaute, als seine Gedanken sich an dem Anblick der Pariser Tragödie entzündeten. Aller Zärtlichkeit fähig und zu allem Mord entschlossen sind diese Frauen. Oft kann sich bei den Kellerschen Frauen keine dieser Regungen entladen, und daher fließt die Tragik in ihr Wesen. Vielleicht ist die Kellersche Frau, die derart charakterisiert wird, nur ein Frauenmythos. Dann gebührt es sich erst recht, daß man ihn in seiner umfassenden Europaart begreife.

Derartige Frauen liebt Keller im Leben und in der Kunst. Doch gefällt er sich darin, sein leidenschaftliches Innenleben, das sich an so üppige Visionen anschließt, nach außen hin zu verstecken und zu verhüllen. Darum wird die Liebespsychologie des Zürichers ein Gegenstand der schwierigsten Rätsel. Keller hört die Stimme seiner Geliebten, er blickt andächtig in das Gesicht der verehrten Frau, aber er wagt es nicht, sich deutlich auszusprechen. Die Hemmungen, die ihn zurückhalten, empfindet er selber als einen sehr unrühmlichen Zustand. Er will sich daraus

erlösen und all das Chaotische beichten, und er schreibt einen Liebesbrief, in dem er sich auch das Letzte vom Herzen redet. Doch es geschieht, daß er den Brief nicht fortschickt. Das heißt, er bleibt unerlöst, da er sich ja ungehört und unerhört wissen muß. Und wenn er prahlt, daß ihm nach solchem Geständnis nun frischer und besser zumute ist, so verdunkelt und lügt er eben, wie es die Entgleisten der Liebe so gern tun, wie sie es leider so oft tun müssen, da es ja für diese Seelenkrankheiten nur geheime und keine staatlich unterstützten Krankenhäuser gibt. Gäbe es aber derartige Spitäler, die Welt könnte ein großes Stück glücklicher und zärtlicher sein.

Der Mann, der so krank ist und nur seine Heilung heuchelt, offenbart sich nun — immer wieder in diesem nie abgeschickten Briefe — noch gründlicher. Als nämlich beim Freunde Hettner der Physiologe Moleschott aus einem Buche über Verdauung vorliest und dabei sehr deutliche Ausdrücke gebraucht, verfällt Keller in einen Lachkrampf. Ihm wird der Mittelpunkt seiner Übersinnlichkeit nach einer bedenklichen Unterleibswelt verrückt. Veilchen, ein Geschenk, das ihm die verehrte Frau geben wollte, sind gewiß ein bescheidenes Geschenk, Keller hat diese Blumen erst abgelehnt, dann aber angenommen, und jetzt ersetzt ihm dieses Sträußlein jedes andere Heiligtum. Die Liebenden können eben inniger zu einer ausgekämmten Haarsträhne beten als zu aller Herrlichkeit der Milchstraßen oder der schimmernden Firma-

mentenewigkeit. In seinem nie abgeschickten Liebesbriefe durchleuchtet Keller unerbittlich den Kern aller menschlichen Zärtlichkeitsempfindung. Liebe, immer nur Liebe, das allein soll der Mensch in sich schüren! Was ist denn das, was die Wesen mit matter Empfindung so gern und leichtfertig anbieten? Was ist denn diese Freundschaft, die viel niedriger ist als die Liebe? Freundschaft ist nur eine verkrüppelte Bündnisstifterin für die Gesellschaft im ruhigen Alltag. Groß, brennend, aller Hymnen würdig ist allein die Liebe.

Derartig enttäuscht, derartig verlangend, derartig verschlossen und verhüllend, derartig zum Aufbrechen und Losbrechen vorbereitet, stößt Keller bald darauf mit den Weltgedanken überhaupt, mit Philosophie, Religion und Staatsweisheit, zusammen. Sein persönliches Lebensschicksal hat ihn zur kalten und trostlosen Ernüchterung geführt, es geleitet ihn aber auch in das Bereich der Ahnungen und der Mystik empor. Den seltenen Menschen werden auch die seltenen Schicksale aufbewahrt. So erwacht Keller gerade in dem Augenblicke aus seinem Schlafe, als die Geliebte sich zur Abreise und zur ewigen Trennung anschickt. Es ist, als habe eine rätselhafte Fernwirkung zwischen ihm und der enteilenden Frau die Schicksale gefügt. Er wacht auf, es ist drei Uhr morgens, in diesem Augenblicke leuchtet das Zimmer zum letzten Male auf, dem die Geliebte eben entschreitet. Keller hört ein Geräusch. Es ist ihm, als wenn er ihren Wagen rollen

höre; in Wirklichkeit war das Geräusch des davonrollenden Wagens dem irdischen Ohre Kellers gar nicht zugänglich. Also geht die Vision in dem Dichter um. Wird sie dauerhaft über dieses Erlebnis hinaus in ihm arbeiten? Wird sie ihn in der überstrahlenden Freundschaft mit Mondschein und Sternengeistern erhalten, da er, angefüllt mit solchen Erfahrungen, den gesamten Plan der Weltenschöpfung überdenkt?

III.

KOLPORTAGE UND ROMANTIK

Keller ist ein frühreifer Jüngling, aber man verkennt ihn allenthalben. Man hält ihn für einen Faulenzer, und er bohrt sich doch nur in den Grund seines Genies hinein. Alles in diesem Jüngling, sein äußeres Gebaren und sein inneres Wachsen, ist merkwürdig und rätselhaft. Aber es ist nicht liebenswürdig. Es beschäftigt nicht die Einbildung der Menschen, die gern eines Dichters mühevolles Dasein in Einklang mit einem duftigen Frühlingsgedicht bringen möchten.

Darum hat man sich bei den Jünglingsjahren Gottfried Kellers stets mit einiger Fremdheit oder höchstens mit einer Seelendeuterkunst aufgehalten, die nicht sehr stürmisch nach Erkenntnis begehrt. Man hat sich vor allem nicht bemüht, in den geheimen Neigungen des Neunzehnjährigen die Spuren zu suchen, die zu dem geformten Jüngling und von dort zu dem wuchtigen Manne hinüberführen. Aber es wurde schon gesagt und gezeigt, daß bei Keller alles aus einem unendlich fruchtbaren Zellenkern und Uransatz heraustrachtet. Können wir erfahren, daß Keller sich in besonderer

Schätzung zu einem Genie seiner Zeit gesellt, so müssen wir mit Andacht aufhorchen und fragen, was aus einer derartigen Annäherung entstanden sein mag.

Und es trifft sich im Juli 1838 die Neugier des neunzehnjährigen Gottfried Keller mit den Werken Honoré de Balzacs.

Balzac, der Verschwender der Einbildung, zieht den jungen Schweizer an. Der Franzose ist schon ein Mann von europäischem Ausmaß. Keller blättert aber in zweien der merkwürdigsten Balzac-Geschichten. Er liest das „Unbekannte Meisterwerk" und die „Erforschung des Absoluten". Was er da findet, ist verworren, beinah gespenstisch und eigentlich kaum geeignet, von dem Verstande eines Jünglings vollständig aufgelöst zu werden. Er findet zunächst in dem „Unbekannten Meisterwerk" eine Anekdote, die gar nicht erheblich scheint und aussieht wie eine winzige Tändelei aus dem Malerleben: Da besuchen zwei fröhliche Kunstschüler — der Name Poussins fällt — einen vergreisten Malerkauz, den Herrn Frenhofer, der sonst niemandem seine Werkstatt eröffnet. Dann zeigt der Alte, was er als sein Meisterwerk ausgibt und preist. Doch siehe, dieses Meisterwerk ist gar nicht vorhanden, es ist nur ein Selbstbetrug. Frenhofer kann nur einen verrückten Wirrwarr enthüllen, ein Garnichts, nur ein Gemisch ungeordneter Farben, dessen Lichter und Linien sich zu keinerlei greifbarer Schönheit vereinigen. Entsetzt sind die jungen Maler, da sie hier ein Meisterwerk bewundern sollen. Nichts

leuchtet ihnen ein. Sie gehen niedergeschlagen fort. Sie erfahren bald darauf, daß Frenhofer in Irrsinnskrämpfen gestorben ist. Er allein hat den zügellosen Mischmasch für ein Meisterwerk gehalten. So endet ein Malergeschichtlein nicht sehr erheblich und auch nicht sehr fesselnd wie ein durch die Zeitung etwa übermittelter Irrenhausbericht.

Was so gewöhnlich aussieht, und was in den Rahmen der Balzacschen „Philosophischen Geschichten“ nur als ein unbedeutendes Füllsel eingestellt scheint, ist aber weit mehr und weit Wichtigeres. Diese kleine Erzählung ist ein beinahe prophetisches Stück. Sie ist ein Stück, das mit Recht die Einbildung eines genialen Jünglings umklammern kann. Sie ist sogar ein revolutionäres Kunstwerk, das noch zu unseren Tagen hinüberredet. Balzac spricht zu Keller, und Keller spricht noch heute zu uns. Was wollen sie denn sagen?

Sie möchten eine neue Gruppierung der Künste überhaupt vornehmen. Sie wollen die Dichtkunst aus der Gemeinschaft mit all dem Duft, dem Dunst und der Klangkünstelei befreien, die bisher als liebliche Werke der neun Musen angesehen wurden. Die Dichtkunst soll allein die Wahrheitskunst sein, sie soll allein das Trauerspiel und die „Komödie“ der Menschen wiedergeben, um das Balzacsche Wort zu gebrauchen. Der greise Maler, der von seinen jungen Freunden als toll bestaunt wird, soll mehr Dichter als Maler sein, da er ja auf der Leinewand nur ein Durcheinander von Farben zeigt und doch behauptet, daß er hier

alle Frauenschönheit verwirklicht habe. Worauf der eine Maler sagt: „Dort (also bei der Dichtkunst) endet unsere Kunst auf Erden.“ Worauf der andere hinzufügt: „Und von dort, von dieser nur mangelhaft vorhandenen und mit Dichtkunst verklärten Malerei, wird sich alle Kunst bis zum Himmel hinaufschwingen.“

Solches Gerede ist keineswegs müßig. Es scheidet die Malerei haarscharf von der Dichtung. Es hebt aber auch die Dichtkunst über die Malerei hinaus, indem es der Rede, die sich mit Macht über die Welt wirft, mehr neuschaffende und himmelstürmende Kraft zutraut als der Malkunst, die auf Umwegen und Schleichwegen vorgehen muß, ehe sie sich nur oberflächlich der Wirklichkeit nähert. Alles, was heute gegen die rein stoffliche Malerei gesagt wird, etwa der entsetzliche Widerspruch, daß ein Genie ein anmutiges Frauenbildnis malt und darunter den Namen der Gottesmutter schreibt, all dieser freudige Trug, all diese trügerische Freude wird in den Endsätzen der Balzacschen Geschichte ausgedrückt. Indem nun Gottfried Keller diesen Balzac liest, wird er in seiner Erkenntnis bestärkt, daß er eher ein Dichter als ein Maler werden muß. Er, der sehr hellsichtige Dichter, er sogar, der malende Dichter, der es Zeit seines Lebens geliebt hat, durch Wortbilder und optische Schönheiten die Einbildung des Lesenden zu beschäftigen. Dieses Hineinsteigen des Schweizer Jünglings in das französische Genie ist höchst lehrreich. Kaum haben

die deutschen Zeitgenossen Kellers, Heinrich Heine vielleicht ausgenommen, sich um Balzac gekümmert, wofern sie als schaffende Künstler Anregung suchten. Der Züricher überschreitet die republikanischen Grenzpfähle, und es leitet ihn ein hilfreicher Zufall. Alles, was den Malerjüngling Keller in einen Dichter verwandelt, die Sehnsucht vor allem, sich zum Himmel hinaufzuschwingen, diese Sehnsucht, die dem Dichter weit häufiger erfüllt werden kann als dem Maler, all dieser Freiheitshang und dieser Gedankensturm, sie finden Stütze und Tragflächen in der Balzacschen Auseinandersetzung. Das hämmert sich in Keller hinein, und dazu kommt noch die Masse der übrigen Neigungen, die dem unzufriedenen Maler langsam den Pinsel entwindet, um ihm die Schreibfeder in die Hand zu drücken. So schmiegen sich die Geister zusammen, die nach dem Ratschluß irgendeiner Fügung zur Brüderschaft auserwählt sind.

Indem sich Balzac und Keller um diese Tendenz gesellen, daß die Gemeinsamkeit des Göttlichen eher vom Dichter als vom Maler erworben werde, geschieht noch etwas Unerwartetes: Der alte Frenhofer, der nur Flecken und vage Rundungen auf seine Leinewand gesetzt hat und den Glauben erwecken möchte, daß er die Vollendung aller Formenschönheit vollbrachte, wird von seinen jungen Freunden nur darum nicht verhöhnt, weil der leuchtende Blick und die grauen Haare ihn als einen bedauernswerten, tollen Greis erscheinen lassen. Aber der ängstlich und

stummdringlich Befragte merkt, warum man an seinem Verstande zweifelt. Es kann ihm nicht gelingen, von seiner Erleuchtung und Hellsichtigkeit, die aus dem Linien- und Farbenchaos wirkliche Schönheit zusammendichten, den Weg zu der Verblendung seiner Freunde zu finden. Da bleibt er selber trostlos vor soviel Mißverständnis, und er bricht in die Klage aus: „Ich bin also nur närrisch und toll? Ich hätte also weder Talent noch Fähigkeiten? Ich wäre also ein Reicher, der sich nicht verweilt, sondern nur vorwärtshastet, nur vorwärtshastet? (Je ne suis plus qu'un homme riche qui, en marchant, ne fait que marcher?) Ich hätte also nichts geschaffen?"

Frenhofer, der so sibyllinisch fragt, fragt und zugleich antwortet, hat wirklich nichts geschaffen als jenes, eben charakterisierte Durcheinander. Es ist ihm aber vergönnt eine Kunst auszulegen, die ihm selber noch gar nicht klar werden konnte, und die erst heute mit Behutsamkeit zur Erklärung und Verklärung gelangt. Alles, was in den Bilderstürmern unserer Tage Theorie geworden ist, der Abscheu vor der ausführlichen Beschreibung in Malerei und Dichtung, der Hang, mit Farbe und mit Wort und mit musikalischer Harmonie den Weg zum menschlichen Herzen nach einem genialen Telegrammstil zu finden, wird von dem als wahnwitzig verschrieenen Frenhofer vorausgeahnt. Frenhofer ist jener verkürzende Künstler, der durch keinerlei aufhaltende Kunstmittel die Phantasie beschränken will. Er will nur spornen und spornen. Und

mit offenem Munde hört der Jüngling Keller solche Lehre. Wohl, er würdigt sie kaum, er empfindet ihre Tragweite vielleicht nicht mit der gleichen Inbrunst, die Balzac durchfeuert haben muß, als er ein Stück Zukunft der Kunst durchschaut hat. Es kommt hier aber nicht auf den Grad der Entzündung an. Es kommt nur auf die Tatsache an, daß einstmals, vor einem Jahrhundert fast, ein Gedankenblitz zwischen zwei Genies gewittert hat, um sie für eine Sekunde aufzuckend zu verbinden.

Dabei ist Balzac doch der Schöpfer des Gedankens, daß der Dichter mit aller Ausführlichkeit schildern müsse, was um die Menschen an Häusern gebaut worden ist, welches die Art ihrer Zimmer, ihrer Kleider, ihres Essens und ihrer ganz alltäglichen Manieren sei. Dabei ist Balzac doch der Ansicht, daß die Beseelung der „Menschenkomödie" nur mit Hilfe derartiger Mittel erkannt wird. So scheint der Widerspruch in dem Franzosen sehr stark. Es scheint nur so, denn es braucht nicht zu verwundern, daß gerade der Meister und Erfinder solcher Genauigkeitsmethoden eines Tages ermüdet und sich fragt, ob es nicht möglich sein würde, durch geistreiche Verkürzungen die gleiche Erkenntnis des Menschen zu erreichen wie durch die weitschichtige Vertiefung. Man findet in den Goncourtschen Tagebüchern der Frühzeit, die vor mehr als zwei Menschenaltern aufgezeichnet wurden, und wiederholt in dem ersten Roman der geistigen Zwillingsbrüder „Charles Demailly", die Prophezeiung,

daß die Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts gar nicht mehr ein Auseinandersetzen und Verbrämen der Menschencharaktere gestatten werde. Der Dichter werde sich darauf beschränken, nur die Formel A + B zu gebrauchen, hart, sachlich, unverblümt, einem Mathematiker gleich, eine Lebenseinheit an die andere zu fügen; und derart werde dann ein Kunstwerk entstehen, ebenbürtig jenem, das mit weitgreifender Sorgfalt gegliedert und in Harmonie ausgegossen sei. Eines Tages werde aus der Kunst die Form verschwinden, die Formel werde an ihre Stelle treten. So begegnen sich Balzac und die Männer, die ein Teil seines literarischen Erbes antreten. Und hat keiner von ihnen auch den Versuch gemacht, diese zerstörende Vereinfachung am eigenen Werke durchzuführen, so ist es doch wichtig genug, den Quell derartiger Gedanken aufzufangen und den Moment auch zu bezeichnen, da Gottfried Keller sich in einen derartigen Ideenkreis verwickelt fühlte. Es handelt sich bei Keller und Balzac und den Brüdern Goncourt um Großmeister der Beschreibung, die Lehrer und Anreger werden sollten, und deren Schülerzahl ins Unendliche geht. Sie wollen aber selber in einigen Momenten los von ihrem Genie. Und Gottfried Keller, einer von den wenigen, vielleicht der einzige, der diese durch den Mund des wahnsinnigen Malergreises verkündete Kunstphilosophie um 1838 versteht, fällt bald darauf, wie er die Feder endgültig zur Hand nimmt, in Formgebräuche, die noch achtzig Jahre

lang ihre Gültigkeit behalten sollen. Neben der offenkundigen Geistesgeschichte läuft eben noch eine geheime von seltsamen Bündnissen und Vorausahnungen der Genies.

Ermatinger, der zarte Erlauscher und Erspäher Kellerscher Eingebungen, beginnt sein Kapitel über den „Grünen Heinrich“, indem er nicht nur auf „Das unbekannte Meisterwerk“, sondern auch auf „Die Erforschung des Absoluten“ hinweist. Diese aufregende Flamengeschichte, die im September 1834 beendet wurde, ist ein Gemisch aus Wahrheitsdichtung, Romantik und Kolportage. Sie ist ganz Balzac. Sie bildet ein Stück jener Schicksalserzählungen, die Balzac als Lebensberichte mit philosophischer Spitze ausgab. Und Ermatinger denkt mit Recht, daß in dem kaum zwanzigjährigen Keller, der auch dieses Werk las, ein heftiger Eindruck nachgewirkt haben muß. Denn es klingt in der Geschichte des flämischen Alchimisten etwas von der Stimmung, die das tragisch dunkle Geschick des grünen Heinrich überschattet. Ein Genie geht auch bei Balzac zugrunde, und es wird vernichtet in dem Augenblicke, da es, trotz aller Hindernisse, an das Ziel seiner Wahrheitserkenntnis gelangt. Aber der Erkennende auf dem Totenbett, der das Heureka des Archimedes nur noch röcheln kann, besitzt nicht mehr genügend Atem, damit er seine Wahrheit auch für die Nachwelt offenbare. Er muß sie ins Grab hinunternehmen. Wiederum ist es nicht gelungen, das Absolute alles Weltstoffes, das

Urelement, sei es nun Gold, sei es nun irgend etwas anderes, aus dem Menschengeist allein und unabhängig von der gängelnden Göttlichkeit in der Alchimistenstube zu entdecken. Eine beträchtliche Summe derartiger Schwarmgeisterei lebt ja auch in dem grünen Heinrich. Aber es geht in der Balzacschen Geschichte zu, wie es häufig bei Balzac geht. Die Buntheit der Dinge tropft mit mächtigem Überfluß aus der Phantasie in die Feder des Schreibenden. Er kann sich kaum bändigen, er läßt sich gar keine Zeit, mit Strichen oder Kürzungen einen Ausgleich zwischen seiner ursprünglichen Überschwänglichkeit und der nachher wägenden Kritik herbeizuführen. Er ist nicht kritisch, er liest nicht wieder, was er schreibt. Es kann geschehen, daß er wie im Traum phantasiert und hernach überrascht vernimmt, er habe dies und jenes erzählt. Aus solcher Artung des Balzacschen Genies ist es zu erklären, daß er häufig bedenklich der Kolportage verfällt, und daß er sich unbedenklich in eine Romantik verliert, die dem Verlangen nach glühender Seelenwahrhaftigkeit einigermaßen widerspricht. Jedes der Balzacschen Werke trägt Spuren solcher tragischgenialischen Sorglosigkeit. Aber die Geschichte „La recherche de l'absolu" ist mehr von derartigen Spuren übersät als jedes andere Werk Balzacs. Nun müssen gerade diese Fehler und Auswüchse, die dem prüfenden Forscher als häßlich auffallen, den lesenden Jüngling Gottfried Keller angezogen haben. Denn die Fehler der flämischen Geschichte bestehen in allzuscharfen

Betonungen der einzelnen Charaktere, die gerade dem gärenden Jüngling Außerordentliches bedeuten, weil er mit sich und der Welt und seinem Kunsturteil noch nicht fertig geworden ist.

Der Alchimist der Balzacschen Geschichte geht ganz elendig zugrunde. Er opfert alles auf, Gattenliebe, Kinderliebe, Wohlstand und Behaglichkeit, damit er sich die Geldmittel verschafft, deren Verschwendung ihm die Entdeckung des Welturstoffes und Goldes ermöglichen soll. Der Herr muß von seinem Diener Almosen nehmen. Der Pöbel kann Spott und Wut an den Greisen, dem armen Herrn und dem treuen Diener, auslassen, die all ihrer Achtung verlustig gegangen und nur dem Elend ausgeliefert worden sind.

Doch solche Energie im Zerstören der Menschen ist ein gut Stück der Kolportagephantasie Balzacs, die sich niemals beschränken, die sich nur ausweiten und austoben will um jeden Preis. Je phantastischer eine Sache ist, desto mehr leuchtet sie dem jungen Keller ein. Und Keller ist ein Jüngling, dem das Letzte des Leides eher einleuchtet als die Wahrscheinlichkeit des höchsten Glückes. Darum schon kann das Ende der Balzacschen Alchimistengeschichte nicht aus seinem Gedächtnis geschwunden sein, als er das Ende des grünen Heinrich bedenkt, den er ja auf eine willkürliche und tragische Art einem frühen Tode entgegentreiben will. Und als beinah ein halbes Jahrhundert seit jenem Eindruck vergangen ist, und als der grüne Heinrich nun mit der Seelenmildigkeit des Greises ausgesöhnt werden

soll, da wird diesem philosophischen Lebensende die allzu niederschmetternde Schwermut mit Sanftheit genommen. Da darf der grüne Heinrich nicht mehr sterben wie Balzacs unglücklicher Erfinder und Tor.

So läutert sich ein Kopf in den Jahrzehnten, so entwindet er sich langsam aus Fesseln der Phantasie und der Überlieferung. Man könnte behaupten, daß Keller, den die glühende Romantik der Balzacschen Dinge zunächst ungewöhnlich aufbringt, nach und nach das Kolportagemäßige derartiger Gebilde bei sich entlarvt. Alles jedoch, was auf die Verschattung im Charakter des grünen Heinrich hinzielt, wurde bestimmt und genährt aus Lebenserfahrung und jenem Zufall, der einen Dichter bald die geistigen Freunde finden läßt, die er braucht. Und so verweilt der lesende Jüngling, der sich selber an jedem gelesenen Schicksale abmißt, mit Grauen bei dem Berichte, der von der Erniedrigung des Alchimisten meldet. So läßt er über sich mit Ingrimm und bösem Schauer den Bericht ergehen, der den Tod der aufopfernden Gattin des verkannten und harten Greises anzeigt. Aus dem trübseligen Tod der flandrischen Gattin braucht nur der trübselige Tod der Züricher Mutter zu werden, und das Schicksal des grünen Heinrich, der ja auch ein verkanntes und kaum genesendes Genie sein soll, wird dem Geschick des Balzacschen Forschers merkwürdig verwandt.

Derartig begegnen sich zwei grübelnde Köpfe. Derartig spielen einträchtig Wirklichkeit und Zufall,

damit eine der merkwürdigsten Episoden des deutschen Bildungsromans aus französischen Urbildern befruchtet wird. Erst der greise Keller findet das alles zu gewaltsam. Er empfindet den Tod des grünen Heinrich als eine allzuharte Leidensfügung, die nicht durch ausreichende Tragik begründet wird. Und er löst den Plan des alten Romans wieder auf, und er gibt dem grünen Heinrich das Leben zurück, damit er eines natürlichen Todes sterbe, wie er jedem ordentlichen Menschen zuteil werden soll.

Ist der Keller, der den grünen Heinrich vorzeitig sterben läßt, abhängig im Denken und Fühlen von dieser allzu hitzigen Romantik, die sich mit der Kolportage des französischen, die Welt erobernden Romanfeuilletons mischt, so erlöst er sich als reifer und greiser Künstler. Er streift die Abhängigkeit vollständig ab. Er wird sogar ein Prophet. Und dieses Prophetentum stellt ihn wieder in die Gemeinschaft der stürmischen Geisteserneuerer in Europa. Er gibt seinem „Grünen Heinrich" einen neuen Schluß, der aber kein Schicksal endgültig entscheidet, sondern alles in der Frage und in der Schwebe läßt. Die Frage nach der Schuld eines Menschen beantwortet er nicht mehr so heftig wie der junge Moralfanatiker, dem es genügt, daß der Sohn die Mutter für einige Jahre vergißt, damit der Vergessende dem vorzeitigen Tode ausgeliefert werde.

Nur der romantische Moralist liebt es, die antiken Begriffe der Schuld und der Sühne, die eigentlich in höhere Schicksalssphären hinausweisen, derart zu ver-

mindern und auf die bürgerliche Kleinheit anzuwenden, seitdem Diderot die Bürgertragödie erfand, seitdem Schiller „Kabale und Liebe" gedichtet, seitdem Friedrich Hebbel, bewußt den Stürmern und Drängern und dem Schillerschen Vorbilde nachahmend, die winzige Tragödie der „Maria Magdalena" gezimmert hat. Keller, der dem „Grünen Heinrich" die weisere Fassung gibt, lehnt solche Verkettung der seelischen Triebe mit dem stummen Schicksale ab. Er hält sich, ein widerwilliger und doch ein vorausahnender Ausdeuter des Menschenschicksals, an die Lehre, daß der Mensch überhaupt nicht ohne weiteres in Schuld und Sühne verwickelt werden darf. Der grüne Heinrich ist gar nicht mehr schuldig an seinem Leben; an seinem Leben ist nur schuld alles oder nichts. Das heißt, jene namenlose, ungeheure Menschengesellschaft, die man „milieu" benannt hat, diese formende Masse, die alles und nichts ist, und der niemand entschlüpfen kann, diese Masse, die den sozialen Körper bildet und aus ihrer Gliederung das einzelne Glied, das Mensch heißt. Es geht also nicht mehr, den Menschen in sich selber nur zu verwurzeln. Es geht nicht mehr, obwohl Friedrich Nietzsche, der Keller sehr gern las, das leugnet, den Menschen so einsam aus der Erdenmenschengruppe herauszustellen, daß er, gleich einem entlaubten Winterbaum, in der Schneelandschaft steht. Gerade der einsamste Mensch wird am innigsten mit der Welt verknüpft. Das ist kein Widerspruch, auch nicht im Leben des grünen Heinrich. Die Tragik des Ein-

samen wäre ja gar keine Tragik, wenn sie nicht gerade in dieser mit Unwillen, mit Zorn, Schmerz oder Revolution ertragenen Empfindung bestände, daß jeder Mensch an die Menschheit gekettet ist. Ist es wahr, daß die Welt aus Menschen besteht, so ist es nicht minder wahr, daß jeder Mensch aus Welten besteht. Aber diese Menschenwelten kreisen ewig ineinander, sie können nur getrennt und zersprengt werden, indem Herzblut aufspritzt und Wunden gerissen werden.

Ein weiter Weg läuft von dem Tasten und entzündeten Träumen des Jünglings Gottfried Keller bis zu einer derartig weisen Seelenlehre, die in die Ästhetik eingeschmolzen werden soll. Balzac, zufällig ein Lehrer geworden, der in dem Weg des Schweizers steht, wirkt mehr durch das Abschreckende als durch das Gewinnende seiner Lehre. Nur den Jüngling Keller konnte es fesseln, als er bei dem Franzosen Wendungen las, die seinem inneren Zustand so vollständig entsprachen.

Den Jüngling allein bewegt es nachhaltig, wenn die Verachtung, die der Alchimist erleidet, als ein geheimes Elend ausgegeben wird, denn die Jugend, die leidet, ist schamhaft. Sie hat noch nicht den Mut gefunden, sich aufrichtig und anklagend vor der Welt emporzuheben. Die Jugend allein oder höchstens das Greisentum, das durch und durch enttäuscht und verbittert ist, sieht es als eine Schuld an, wenn des Lebens Hoffnungen zerstört werden. Jugend und Greisentum wollen sich darum verstecken oder heucheln,

sie möchten aber um keinen Preis, daß sie entlarvt werden.

Liest Keller nun von dem so offenbar beschimpften Schicksal des verkannten Erfindergenies, so redet solche Erzählung furchtbar und aufreibend in seine Sinne hinein. Als dieses Genie weggehen muß, zu einer Welt, die sicher die Unsterblichkeit ist, die aber von den Alltagsmenschen einer Hölle gleich beurteilt wird, da heißt es bei Balzac: „Es war der Abschied eines Herzens, das noch einmal in Dankbarkeit auflebte.“ Solch Wort muß tröstend in die Einbildung eines Jünglings hineingreifen. Es muß ihn zu Mut und sittlicher Festigkeit anspornen. Der neunzehnjährige Keller bedurfte solchen Trostes. Er fand ihn bei Balzac. Und er fand auch, er, der Arme, dem Schuldenmachen Last aber Notwendigkeit, vorgeschrieben vom Selbsterhaltungstriebe, war, das wunderbare Märchen, daß die verständnisvolle Tochter für die Schulden ihres genialen Vaters aufkommt, und daß diese nämliche gütige Frau dem Sterbenden noch einige Stunden des alten Lebensglanzes bereitet.

So geht es auch dem heimkehrenden grünen Heinrich, der ja einen Beschützer und vor allem jene freundliche Beschützerin findet, die des müden Wanderers letzten Lebensaufenthalt mit Glück und Behaglichkeit beschenkt. Das ist, wenn man es genauer betrachtet, eine etwas rührselige Kolportageromantik bei Balzac. Und dieses Stück gerade wird zu einem rührenden, gedanklich sehr veredelten Abschnitte des Kellerschen

Lebensbuches. Es ist merkwürdig, Balzac, der sich auf seine Wahrhaftigkeit so viel zu gute tut, daß er selbst bei einem Sterbenden kein Merkmal der Todesangst und des Todeskampfes vergißt und wie ein begutachtender Gerichtsarzt schreibt, scheut sich niemals vor abgebrauchten Wendungen. Des Greises „flammende Augen sprühten Gedanken aus“. Er wandert ständig nur „in das hohe Gebiet seiner Empfindungen“. Ein Mensch sieht aus wie ein Rembrandtbild, das aus seinem Rahmen herausgetreten ist, um still durch die Atmosphäre zu wandeln. Das sind alles Wendungen, bei denen sich ein Leser, der auf Kunst hält, wenig oder nichts denken kann. Redensarten sind das alles, wie Eugen Sue und die Rinaldo-Rinaldiniromantiker sie tausendfach finden. Das muß aber, da es sich so glücklich mit der Kellerschen Jugendstimmung trifft, in den Augen des lesenden Jünglings wie ein Zuwachs an Wert und Schönheit gewirkt haben. Man weiß, daß die Jugendeindrücke stärker im Gedächtnis haften als die Erfahrungen späterer Jahre. Der Kopf, der mit zwanzig Jahren liest, liest plastisch und selbstsüchtig, er liest auch nicht kritisch, sondern nur mit hingebender Dankbarkeit.

Und wenn die tatsächlichen Dinge dieser Balzacschen Halbmärchenromantik in der Erinnerung Kellers blieben, so verblaßten bald die stilistischen Methoden des französischen Schriftstellers. Ja, sie gerieten sogar in eine gewisse Verfehmung. Das drang nicht in

das klare Bewußtsein Kellers ein. Das entsprang nur dem Triebe, den sein schriftstellerndes Temperament beförderte. Er scheute sich, je älter er wurde, die absolute Lösung der Menschenschicksale zu verlangen und zu gestalten. Das Fragezeichen und das Schwebende und die allgemeine Menschengerechtigkeit, die weder Gott noch Vorsehung sein möchte, das nur leitet ihn. Dabei ist er im Entscheidenden wohl ein besserer Seelenkenner als der erbitterte Franzose, der rastlos sein Werk aufklaftert. Keller hätte es niemals fertiggebracht, das Riesenschicksal der Menschheit so endgültig unter den Schatten einer geschlossenen Weltanschauung zu stellen, wie es Balzac getan hat. Er umwandelt wohl mit Zolaaugen Probleme des Sozialen, die heute noch nicht ihre Bedeutsamkeit verloren haben; er hütet sich aber, die Theorie, die er ahnt und selbst sicher anwendet, so scharf zum Dogma auszubauen, wie es Balzac in der „comédie humaine" und Zola im „roman expérimental" getan haben. Und dennoch gehört er in die Reihe dieser Schriftsteller, die eine Welt eroberten und erzogen, weit eher als zu den blassen, am überlieferten Menschenvorurteil klebenden Romantikern.

Nur zeigt er überall, daß ihm die parteiische Tünche auch in Dingen der Dichtkunst nicht gefällt. Nur mildert er überall. Es ist z. B. der höchsten Bewunderung würdig, wie Gottfried Keller die erbauliche Schnurrenromantik des Marienmärchens zum Anmutigen und durch die Anmut zum Allgemeinmensch-

lichen und durch das Menschliche zur ewigen Weisheit veredelt:

Da wird in niederländischen, skandinavischen und russischen Heiligenbüchern, im Cäsarius von Heisterbach und im sehr vernünftigen Kosegarten, der eigentlichen Quelle Gottfried Kellers, die rührsame Geschichte der Nonne erzählt, die nicht mehr in ihrem Kloster leben mag. Es blüht in der Welt, es singt aus der Welt zu ihr. Sie ahnt dort Liebe, die mystisch sprossend ihrem Blute zusetzt. Sie will fort, nur fort, sie ahnt nichts von dem Leide, das ihr draußen begegnen könnte. Und wirklich, sie macht sich fort. Da sie eine Klosterbeschließerin ist, legt sie die Schlüssel vor dem Marienbilde nieder und entflieht. Als sie nach Jahren, vielleicht nach Jahrzehnten, wiederkehrt, ereignet es sich, daß niemand ihr einen Vorwurf macht. Jede Schwester spricht mit ihr, als wenn sie niemals fortgewesen wäre.

Es zeigt sich, daß die Jungfrau, selber aller Sehnsucht Erfüllerin, alles himmlischen und weltlichen Schmerzes besänftigende Allmutter, das Amt der Flüchtigen verwaltet hat, um es ihr in Gnaden wiederzugeben, da sich die Heimkehrende reuig dem Marienglorienbilde naht.

In den dehnbaren Reichtum dieser Geschichte hat die Einbildung der Erzähler und Theaterdichter vielerlei hineingesponnen. Spaniens brennender Schwan, Lope de Vega, begann, und das flüchtige Nönnlein wird ein braver Handwerkerschatz, was die Himmelszuversicht

noch nicht sehr arg gefährdet. Maurice Maeterlinck läßt ahnen, daß sein Nönnlein, die Schwester Beatrix, sehr tief bei ihrer Erdenwanderung durch Laster und Weltniedrigkeit gewandert ist. Es muß ein schimmerndes Aufgebot von Beichtworten, Seufzern und Geweine bemüht werden, damit die Entführung des Nönnleins ihre Sühne findet. Ich selber ließ vor fünfzehn Jahren in Wien das Legendenspiel „Von Himmel zu Himmel“ aufführen, dem Adele Sandrock damals ihre mächtige und pathetische Kunst lieh. Jugendlich unreif und nicht besonnen wurden Naturalistik und Heiligenromantik zusammengeschmolzen. Das arme, flüchtige Nönnlein mußte Rittersgattin, Tänzerin und Säuferin und übelberüchtigte Schankwirtin werden, und es mußte sogar als Kindsmörderin ins Kloster zurückkehren. Vollmöller gliederte das stramme Zirkusstück des „Mirakels“, das Herzensweide verschmähte und Augenweide verhieß, und die Erlebnisse des sehnsüchtigen Nönnleins wurden auch vor allen Liebhabern des volkverdummenden Kinematographen bekannt.

Und jeder Dichter will die überirdische Verklärung mit dem irdischen Lebenswandel des Nönnleins handfest verknüpfen. Jeder möchte zeigen, daß der Himmel erst erworben wird, wenn die Erde überwunden werden könnte. Es muß ein Krampf aufzucken, es muß ein Kampf des Gewissens in dem Nönnlein austoben. Das Nönnlein muß sich sein Herz blutig verwunden, es muß sich die Knie abschinden, wenn es, in Verzweiflung röchelnd, zur Gottesmutter heranrutscht.

Doch ganz anders begibt sich das alles bei Keller: Dort wird das Nönnlein niemals in eine verräterische und grausam zermahlende Seelenpein hineingeschüttet. Dort bleibt ein unverlöschliches Lächeln auf dem Gesicht des Nönnleins, mag es nun vom Kruzifix in die Arme des Ritters hineingleiten oder als ein verspielter Bettschatz einem anderen Ritter zufallen. Die Sorglosigkeit und die blindlings zum Guten steuernde Hoffnung, das stirbt niemals in dem flüchtigen Nönnlein aus. Es weiß eigentlich gar nicht, daß es sündigt. Darum kann es auch gar nicht bereuen, und wenn es nun ein ritterliches Ehegespons geworden ist und hernach acht Söhne zum Dienst der Gottesjungfrau als kostbares Geschenk vor den Hochaltar führt, so tut es solchen Gottesdienst als die allerseligste Frau auf Erden. Sie ist nicht belastet durch Weltschmerz und Tragik der Erlebnisse. Sie ist kein Opfer irgendwelcher mystischen Leidverkettungen. Es hat die Einbildung der verängsteten, im Aberglauben verankerten Chronisten so angenehm gruselnd beschäftigt, als sie das nicht gehorsame Gotteslämmlein durch seinen Ungehorsam bis an den Abgrund der Frauenniedrigkeit geraten ließen. Sühne und Schuld mußten zelotisch aufgewogen werden.

Keller läßt sich gar nicht erst auf solche Krämerei ein. Das Sonnige in einem wundervollen Menschenkind, dessen Fall sogar Aufstieg und sittliche Befestigung sein kann, das wollte er allein als Bejahung dieses Frauenschicksals anerkennen. So schafft er die Kolportage,

die dem Nonnengeschichtlein sehr anhaftet, mit einem fröhlichen Handgriffe ab. Selbst die edelsten Formungen der Marienlegende verleiten eben einen weniger standhaften Dichter zur Spinnerei in allerhand allzu bunten Abenteuern.

Und wir suchen die Menschen, die noch so geartet sind wie dieses Nönnlein, die sich aus jeder Schlinge und Schmach retten und gar nicht ahnen, daß es so etwas wie Sittlichkeit oder Unsittlichkeit gibt. Wir suchen sie und finden sie wieder in russischen Barfüßern und Barfüßerinnen, jenen genialen Vagabunden Dostojewskis und Gorkis, die durch die Welt umherziehen und durch die schweren, erschütternden Ereignisse der Welt. Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sind heiter in der Wüste, sie sind gesättigt im Hunger, sie sind bekleidet, selbst wenn die Zähne vom Frost angefressen werden, weil sie sich aus ihrem Inneren heraus erwärmen. Ihnen fehlt nichts, weil sie nichts begehren. Sie können nicht arm sein, da Reichtum niemals zu ihren Wünschen gehört. Frage sie, wie sie mit ihrem Leben fertig werden, und sie werden erstaunt den Mund auftun und die Gegenfrage stellen, wie es denn möglich ist, daß ein Mensch nicht fertig wird mit dieser köstlichen, federleichten, himmelbeschwingten, ewigkeitumsausten Sache, so das Leben heißt. Aus einem zarten, mit Dogmatik des zeternden Moraltums überladenen Geschöpf hat Gottfried Keller eine derartige Beherrscherin der Wirklichkeit geformt, ein irdisches Sternenwesen, ein von glücklichsten Sternen

begünstigtes Erdenwesen. Man kann ein gleiches nur auf russischer Erde wiederfinden, wo es den Kot der Landstraße und die Striemen der Almosenbettelei und das Ungeziefer der viel begangenen Herbergen an sich trägt. Und doch führt verwandtschaftliches Bündnis von dem unternehmungsfröhlichen, nie verzagenden, die Landstraße ohne Angst abwandelnden Nönnlein zu dem russischen Wanderbruder, dessen Füße unbewehrt durch den Straßenstaub scharren.

Der pestende Teufel, dessen Atem Feuer und Gestank, dessen Tritt ein niederträchtiger Klumpfußtritt, dessen Gesicht eine Fratze, dessen Schritt ein Schleichen, dessen Griff eine Unanständigkeit bedeutet, das ist der Teufel der Legenden, die Keller las, ehe sie seine Fabulierlust spornten. Und so lange wägt und trachtet er an diesem gräßlichen Beelzebub, dem Auswurf der Dreckigkeit und Hinterlist, herum, bis er ihn nach seinem Willen und nach seiner Weisheit ummodelt.

Wo der Teufel am schärfsten entscheidend durch die Kellerlegende wandelt, da ist er noch Luzifer, da ist er noch Gottes leuchtender Sohn und nur ein Verstoßener, der aus Bitternis seine Schönheit maskiert. Kellers Teufel ist wirklich noch der Lichtträger, einstmals genährt aus Gottes schimmerndsten Bornen, beinahe berufen, selber die Welt zu regieren und nur entthront, weil sein blendender Glanz dem Urschöpfer weniger behagt als das blasse, farblose, gehorsame und minder verführerische Gebahren des übrigen Weltlenkergefolges. Und so versucht der alte Luzifer, der ewig Schöne,

der von herrlichsten Unterteufeln bediente Teufelmonarch, das Werk der Versuchung an dem Menschen. Das schwefelt nicht und das schwält nicht, das geistert und glänzt und leuchtet nur hell, wenn etwa ein irdisches Weib mit diesem Teufel zu ringen hat, weil die Unbesonnenheit des Rittergemahls sie dem Teufel verschrieb. Nicht nur liebenswürdig ist der Teufel, sondern in Göttlichkeit und Schönheit verkappt. Und Mensch und Gotteufel oder Teufelsgott, sie wetteifern alle beide mit ihren Reizen, damit sie sich gegenseitig besiegen. Der Kampf zwischen der schuldlosen Kreatur und ihrem Verführer ist nicht mehr ein Streit unebenbürtiger Mächte, bei denen man sofort weiß, wer sich im sittlichen Unrecht befindet. Diese Verhüllung des Bösen durch Pracht, Geschmeidigkeit und vollendete Manieren, dieser Anstand des Teufels, der nur im Verstohlenen mit dem Klumpfuß ausstößt, das ist Kellers anmutige Erfindung, und es scheint ihm, der Krieg, der sich zwischen Teufel und Mensch anfacht, wird nur um so heftiger, weil sich die gemessenen Kräfte prunkend und festlich entfalten. Der teuflisch angegriffene Mensch leuchtet und flammt bei der Abwehr. Er braucht sich nicht garstig zu bücken. Er braucht auch selber nicht zu schwefeln und zu pesten. Der Mensch wittert Brunnen und Blumen, aber es ist der Böse. Fürwahr, ein heiterer Streit in der Sonne, wie ihn wenige Dichter erdacht haben. Nur die feinste Ironie erdachte solchen Kampf.

Die Ironie Kellers ist heute noch nicht ausgestorben.

Er hat auf seine Schweizer Landsleute nur das Massive seines Talentes vererbt. Sucht man aber nach der Geistesartung, die gerade den Ton der Legenden einfärbte, so stößt man, ohne bestimmte Spuren der Berührung nachweisen zu können, auf den greisen Zeitgenossen Anatole France. Kellers Legendenironie, man möchte sagen, seine moderne Mönchs- und Junggesellenironie, ist in dem Franzosen wieder erwacht. Beide schleifen und schärfen die angenehmen Spitzlein ihres Spottes in diesem gefährlichen Dichtungsreiche mit der nämlichen Emsigkeit. Beide verbrämen das handfeste Gut altchristlicher, durch Deutschtum und Romanentum gesiebter Gottesmärlein mit gleicher Überlegenheit und gemächlich erdenergebener Unfrömmigkeit. Dabei ist Anatole France der Gelehrte und Erfinder mit Hilfe der Pergamente, und Gottfried Keller ist das glückliche Kind, das aus sich selbst den Schatz der sonntäglich dem Dogma entgleitenden Kirchenheiterkeit entdeckt.

So spinnen sich, liest man Keller achtsam, die Fäden nach vorwärts und nach rückwärts. Er wird zunächst mächtig entzündet durch eine üppige Kolportageromantik, die bis in seine geheimsten Entwürfe hineinwirkt. Er flattert dann zu der sehr seltenen und höchst kostbaren Ironie auf, die nur den wenigsten Geistern in Europa geschenkt worden ist. Da er zu derartiger Bruderschaft gehört, kann er lehren, ohne daß er die Tendenz betont. Was er sich von dem fremden Geiste aneignet, das beengt ihn wohl eine Weile moralisch,

aber es stößt ihn bald darauf ab in allen Fragen, die den inneren Kunststil angehen. Er darf als Legendenerzähler eine leichte, erbauende und innerlich wohlgeordnete und fröhlich tanzende Legendendichtung schaffen, die auch dem ungläubigen Kinde der zwinkernden Vernunft einleuchtet. Kellers Legendenstil ist anders als die psychologische Erzählung Flauberts, der sich mit Berserkertum auf die Versuchung des heiligen Antonius stürzt. Selbst zwischen dem Zarathustra-Nietzsche und dem theatralisch das Legendentum aufbauenden Flaubert lassen sich Gemeinschaften des Ausdrucks entdecken, die dem Stilforscher nicht entgehen können, wofern er im europäischen Geiste einiges Typische festlegen will. Doch Keller und Anatole France, die so verbrüdert sind, ohne daß sie recht wissen, welcher Vaterschaft sie ihr verwandtes Dasein verdanken, stehen einsam, besonders und verklärt in ihren Völkern und Gruppen. Es ist bequem, die offenbare Geschichte der Geister zu schreiben und das festzuhalten, was aus sichtlich gleichen Bornen geschöpft ist. Es ist schon schwerer und doch geboten, die Welt nach den Geistesbrüdern abzusuchen, die aus geheimnisvoll wirkenden Fruchtkörnern entstanden sind. Tut man solches, dann wandert Keller eben geradeswegs, wohl nicht mit erhabener Gestalt, aber doch wichtig und getragen würdig, in einen Bundesstaat von erlauchten Brüdern und Vettern hinein.

IV.

ALLTAG UND UNSTERBLICHKEIT

Es ist nicht nur ein Zufall, sondern ein Glück, daß Keller im „Grünen Heinrich“ einen Züricher zum Propheten seiner Selbstverräterei erwählt. Man übersehe nicht, wie der Dichter sich bemüht, seine Heimatstadt zu einem beträchtlichen Kosmopolis zu erweitern. Mit Nachdruck weist er auf die fremdländischen und diplomatischen Träumer hin. Sie wohnen in der Schönheit dieser laubbehangenen Seestadt zwar sehr befriedet, sie können aber gerade in dieser Muße ihre Träume in die ganze Welt hinausspinnen. Es bedünkt den Dichter, man werde in Zürich eher ein guter Europäer als in einem riesigeren Mittelpunkte der Welt. Und so ist es kaum noch zweifelhaft, wie Keller die Frage nach dem Europäertum und Weltbürgertum formuliert: Da macht er sofort einen deutlichen Unterschied zwischen der Engnis der nationalpolitischen und der Weite der geistigen Heimat. Auf diesen Ton stimmt er sich dann langsam, aber mit Energie. Er befindet sich dabei in der glücklichen Lage, auf das belehrende Beispiel des schweizer Lebens zeigen zu

können. Die Eidgenossen bilden eine Menschengemeinschaft, die sich nicht durch den Willen eines Machthabers, sondern durch den freien Entschluß der einzelnen Bürger gebildet hat. Nach diesem Beispiel soll sich auch die ganze Menschheit zusammenschließen. Das ist eine kühne Forderung; das ist, wenn man will, eine echt helvetische Forderung, die sich merkwürdig genug allen künstlichen und gewaltsam verschnörkelten Staatstheorien entgegenstemmt. Man mag sich mit Freude erinnern, wie die besten europäischen Freunde der Schweiz, wie etwa der große Weltenfreund und Europäer Fürst Ligne, dem Goethe einen weihevollen Grabesgesang gedichtet hat, das helvetische Gemeinwesen in den allgemeinen Weltenplan eingliedern. Die Schweiz soll in Europa soviel wie ein besonnender und besonnter Mittelpunkt der politischen Aufklärung werden. Ähnliches denkt sich Keller, der Denker über staatliche Dinge, in seinen stolzesten Stunden. Ähnliches träumt er schon, als er die Einleitung des „Grünen Heinrich“ niederschreibt und das weltbürgerlich Wichtige und Fördernde der Limmattstadt betont.

Keller wäre kein Dichter, und er wäre besonders kein plastischer Dichter, der sich jeden Sinneneindruck und die Macht jedes ernsten Gedankens gleich räumlich in das Reich der Wortformen einbaut, wenn er nicht ein sehr greifbares Sinnbild gefunden hätte, um seinen ganz Europa umspannenden Gedanken auszusprechen. Er sieht, wie dieser Brudergedanke, der einzige Herrscher, der seiner politischen Einbildung

nicht zuwider ist, einer Königsmacht gleich, über den Schweizer Alpen thront. Die enge Nationalität wird verhüllt und zugedeckt von dieser Macht, und ihre Verschnürung wird beseitigt. Erschaffen wird von ihr der Begriff des wahren Schweizertums, der ein gottähnliches, festgehämmertes Weltbürgertum bedeutet. Auf die freie Festigkeit und auf die sorgsam überlegte und durch Berechnung und Stahlkraft der Verfassung begründete Weltbürgerkunde legt Keller allen Wert. Das Glück des in der Heimat gefesselten Bürgers muß automatisch wirken, damit es der Gesamtheit gutgehe. Das Gesamtheitsglück darf nicht der Willkür des einzelnen überlassen werden. Doch der einzelne muß frei, frei und immer nur frei bleiben.

So ist es zu verstehen, wenn Keller das Lob des Weltbürgertums sogleich einschränkt, da er es kaum ausgesprochen hat. Es gibt nämlich ein unsicheres und verwaschenes Weltbürgertum, ein Weltbürgertum der Weichlinge und verzärtelten Nichtstuer, die sich nur über die Landesgrenzen zueinander sehnen wie etwa Ballgäste, die sich einmal köstlich unterhalten haben und nun das alte Vergnügen erneuern möchten. Es gibt auch ein mächtig beengtes Weltbürgertum, die Verzerrung der Europäerwürde, ein selbstsüchtiges Umschlingen des Kosmos, einen Kosmopolitismus, der sich nur hinter einer Cliquenwirtschaft versteckt, sei sie nun bestimmt von Millionären, Temperenzlern, Rosenkreuzern, Fastenkünstlern oder Lumpenproletariern ohne gestaltenden Ehrgeiz. An solchen leeren,

von Gedanken und Fruchtbarkeit ausgelaugten Kosmopolitismus denkt Keller, wenn er den Kosmopoliten einen Paradiesvogel tauft, der weder über Füße noch über eine andere Stütze verfügt.

Keller wird deutlicher, er wird beredsamer, er wird prophetischer. Fällt ihm auch im Jahre 1871, also in dem Augenblicke, da Deutschland ein Großdeutschland und Kaisertum wird, die mehr geahnte und nach der Empfindung hingeschriebene Wahrnehmung auf, daß gerade die großen Staatswesen auf ein Versammeln aller politischen Macht bei einer *einzigen* Persönlichkeit hinstreben, so ist dieses Bekenntnis kaum so schätzenswert wie alles Übrige, was Keller zu der Lehre vom Staatsglück gesagt hat. Um 1871 war er ein wenig von Dingen geblendet, vor denen viele seiner Zeitgenossen gleich ihm die Augen schlossen. Denn sonst findet er nicht viele Lobesworte für irgendeine monarchische Regierungsform. Er nennt die Republik ein ursprüngliches Wesen und die Gerechtigkeit selber. Er schreibt, was Rousseau und der leider sehr vergessene, aber wieder zu belebende Fürst Ligne mit fast gleichen Worten gesagt haben, und was in deutscher Sprache der Volksfreund Pestalozzi, der in diesen Zusammenhängen nicht übersehen werden darf, auch gesagt hat: „König ist in der Republik die Freiheit." Das ist mehr als eine dichterische Wendung, das ist Verankerung in jenem großen Republikanertum, das nur Mensch und Mensch und deren Ebenbürtigkeit und keinen sonstigen Vorrang kennt.

Der romantisch reaktionäre Friedrich Hebbel, der sich im gekrümmten Menschengemüt besser auskennt als in der geraden Freiheitswelt, findet in seinem Neujahrstraum auf das Jahr 1849 nichts anderes als die Erinnerung an die politische Borniertheit seines Korrektors. Dieser brave Mann pflegte zu behaupten, daß nur die wilden Tiere frei seien, und er pflegte eifernd hinzuzufügen, die Menschen müßten gleich den wilden Tieren werden, wofern man ihnen allzu reichlich das Geschenk der Freiheit bescherte. Es ging dem Dithmarschen ungefähr so wie dem Bernischen Pfarrer Jeremias Gotthelf, der sich auch gern einer bärbeißigen Feindschaft gegen jeden allzu heftigen Fortschritt hingab und mit Wonne jene Karnevalsmühle bewunderte, aus der die schnauzbärtigen Demokraten wie Hampelmänner und Schreckgespenster herauspurzelten. Dabei verstand sich die Menschenklugheit Kellers wohl auf die „kleinen Philister des Radikalismus", also auf allerhand Tollköpfe, ungeregelte Umstürzler und Wirrwarrstifter, die zur Unordnung hasten, ehe sie gewiß sind, der neuen Ordnung Herr zu werden. Und wenn er, gefaßt und in Heiligkeit verwoben, das Züricher Bettagsmandat von 1871 niederschreibt, das nach ehrwürdiger Eidgenossengewohnheit die sittliche Einkehr des Bürgers fordert, ohne mit dem Zelotismus des Kanzelredners wettzueifern, so preist er nicht das nationale Gewissen, sondern das allgemeine Menschengewissen, das wiederum durchaus Eigentum der *einzelnen* Persönlichkeit sein soll. Nicht im Kanton nur

sei der Bürger beheimatet, also nicht nur im engen Bezirk der Reaktion und des Radikalismus, die sich zwischen den Landesgrenzen austoben. Alles wird mit Sorgfalt ausgewogen und erörtert, alles Staatsempfinden wird in die höhere Sphäre des Geistes hineingehoben.

Der Politiker und Volkswirt, der sich mit nichts anderem als dem Mittelmaß des Menschenglückes beschäftigt, das aus Dreschmaschine, Steuersäckel, Fleischerei und Hühnerstall zu gewinnen ist, würde mit dem Ertrag der praktischen Vernunft in Keller höchst zufrieden sein. Der Dichter, der am Regierungstisch die Feder geführt hat, ist aber bei aller Behäbigkeit und Arbeitskraft ein geheimer und ausschweifender Träumer. Er geht in die Ratsstube nicht nur mit dem heißen Kopf, den die Parteileidenschaft oder die gekelterte Lebensfreude durchglühen. Er setzt sich auch mit metaphysischem Bewußtsein an den grünen Tisch. Ja, prüft man ihn genau, so gefällt er sich gar nicht in der wichtigen Rolle des Gesetzes- und Siegelbewahrers von Zürich. Es ist sogar möglich, und hunderterlei Zeichen sprechen dafür, daß er einen langjährigen Zauberschlaf des Geistes durchführen konnte, während er so auftrumpfend und lebhaft an Staatsgeschäften teilzunehmen schien. Das Wichtigste an ihm war doch der Ansicht, wir Menschen sollten das Leben des Irdischen nur wie ein Leihgut auf Nutznießung betrachten.

Der Genfer Amiel hat diesen Gedanken der Behutsamkeit, der im Grunde von sehr viel innerem Feuer eingegeben ward, in solche Form gegossen. Und es ist beinahe

erheiternd, zu sehen, wie der Westschweizer mit Angst aufhören möchte, allzu heftig auf „die Geheimnisse Gottes“ zu starren. Denn Amiel fürchtet, durch solche nie aufhörende Himmelsemsigkeit den Mut zum irdischen Leben zu verlieren. Keller wird aber gerade von seinem starken, durch Jahrzehnte nicht erschütterten Lebensmut angespornt, den Grund dieser Geheimnisse zu erforschen. Er benimmt sich wilder und unzugänglicher als er eigentlich ist, damit sein metaphysischer Hang weniger klar an den Tag komme. Er hat immer seine Geheimnis- und Maskentechnik für das äußere Leben, und höchstens der Greis, der in die letzten Jahre einer sehr gabenreichen Fruchtbarkeit hineinblüht, legt vor Freunden seine Seele so dar, daß man ihn auf den Bergpfaden zur Metaphysik überrascht. Und er baut sich eine geistige Stufenleiter auf, er schichtet die Methoden der Weltbetrachtung, indem er jedes Weltereignis nur im Zusammenhang mit der ganzen Weltgeschichte beurteilt: die Erdenverfassung nur im Zusammenhang mit der Sternenverfassung, das Menschenleben als das Leben der Menschheit.

Man mißt dem Einflusse Feuerbachs auf Keller so viel Wirkung bei, weil der Züricher den Namen so häufig nennt, sich gern auf die Wortgebräuche dieses ehrenwerten Gottesleugners einläßt und scheinbar auch der Unsterblichkeit nur jenes bescheidene Lächeln schenkt, das ein uralter Traum schwächlicher Menschen verdient. Kellers Liebe zur Wirklichkeit, seine beinah ins Abergläubische gesteigerte Andacht vor der ordentlich be-

gründeten Seelenkunde, seine in der Selbstverräterei versteckte, große Beichte, das alles beweist aber auch einen fast verbissenen Hang zur Jenseitigkeit. Dieses Jenseits ist vielleicht wenig dogmatisch; doch — es ist in ihm vorhanden. Es führt ein eigenes Dasein in seinen Gedanken. Mehr noch: Derartige Liebe zur Jenseitigkeit bedeutet für Keller zugleich ein Entgleiten in die Unendlichkeit und nicht minder eine sehr fröhliche Verankerung im Endlichen.

Feuerbach verführt den jungen Mann durch seine himmelzerstörende Beredsamkeit nur für einen Augenblick. Es umschmeichelt Keller zunächst der Gedanke, daß der Mensch durch einen kräftigen Verzicht auf die Überwelt vor tragisch niederschlagenden Träumen bewahrt wird. Dann aber begegnet ihm Angelus Silesius, der Redner schöner Rätsel des Herren und Heilands. In Träumen gibt sich Keller dieser Geistesbefiederung hin. Er umspäht das Legendarische und bekämpft den Bibelgott nur, um einen aus seinem eigenen Wesen geschaffenen Gott zu erspüren, der nicht nur das gleichgültige Herrschertum des Katechismus, sondern das sehr edle Geschöpf der Dichterahnung sein soll. Keller, der Wahrheitsfreund in aller Erforschung des Menschen, der Feind jeglichen „Geblümsels“, er vermeidet wohl in den höchsten Augenblicken der Nüchternheit und geistigen Erkältung die überscharfe Zuspitzung der Begriffe von Gottesliebe und Gotteshaß; doch er wandelt allezeit in einer eigenen Seelenmystik, die von der Vernunft Feuerbachs ebenso weit entfernt ist wie die

immerhin sanfte Vernunftkritik Feuerbachs von der zermahlenden Gottesleugnerei des Verdauungskünstlers Moleschott, dem der unglücklich liebende Gottfried Keller einstmals zugehört hat. Gewiß, damals gerade hörte Keller mit tauben Ohren zu, weil er nach der verklungenen Stimme der Geliebten so sehnsüchtig aushorchte, aber es blieb ein beträchtlich Teil solcher nicht greifbaren Sehnsucht in ihm, sich selbst aus unirdischer Quelle übersinnlich aufzubauen.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist es des romanischen Schweizers Amiel Vorsatz, des Menschen Seelisches aufzusaugen aus jener Welt, die den gewöhnlichen Naturforschern unzugänglich blieb. Der Genfer Metaphysiker wollte derart einer allzu dürren, stofflich gebundenen Verarmung und Vereinsamung seines Inneren entgehen. Und gerade die Anhänglichkeit, die Keller den hie und da aufgefangenen Mystikersprüchen bewahrt, gerade seine Vertrautheit mit der helldunklen Gottesfreundschaft des Angelus Silesius beweist, daß der Dichter, trotz aller diesseitigen Würde und Willenskraft, dem Jenseitigen nicht ausweichen wollte. Er verrät seinen metaphysischen Hang auch an vielen Stellen seiner dickbändigen Lebensbeichte. So tritt er häufig als Kamerad in das Seelenbündnis dieses Genfer Grüblers ein, der sich mit Inbrunst von dem materiellen Zeitgeist um 1850 wegwendet, der gern die Hegelsche Begriffsspalterei und die Schellingsche Spielerei mit elektrischen und magnetischen Zauberformeln aufgibt, um, ganz einem versunkenen Mystiker

gleich, das Göttliche zu verkosten. Solche Mystiker sind die Realisten des Übersinnlichen. Da Keller ein sehr genauer Erforscher des Sinnlichen ist, so braucht man sich nicht zu verwundern, daß er auch dem Übersinnlichen so gewachsen sein möchte.

Beide Neigungen kommen im Grunde aus der nämlichen Temperamentsart. Beide Neigungen sind im Grunde Triebe von Persönlichkeiten, die alles Sichtbare auf der Erde unten und über der Erde oben in seiner plastischen Rundung, Wölbung und Wohlgestalt wahrnehmen wollen. Der große Künstler ohne Mystik und der Mystiker ohne solchen plastisch ausarbeitenden Künstlerdrang sind gar nicht auszudenken. Zufällig ist es auch nicht, daß die Schweizer Erben des Kellergeistes, daß die jungen Schweizer Dichter — und sie sind alle seine Erben, es gibt kein Sträuben dagegen — deutlich eine Theosophie, ein Gotteskundigentum, pflegen, das auf derartigen Wegen Welt und Überwelt gewinnen möchte.

In der Balzacschen Geschichte von dem Suchen des Weltelementes fragt die Tochter den verarmten und tausendfach enttäuschten Vater: „Du suchst also immer noch?“ Er antwortet mit dem Lächeln eines Verwundeten: „Immer noch! Ich werde finden! Beunruhige Dich nicht! Wenn Du wüßtest, wie weit wir schon gekommen sind!“

Keller hatte in sich einen ungeheuren Traum, da er solches las. Auch er glaubte, daß er einstmals die Wirklichkeit des Absoluten werde festhalten können. Und

der grüne Heinrich, der sich so tapfer gegen den überlieferten Alltagsgott wehrt, wird schließlich doch zu einem sehr frohen Metaphysiker. Er glaubt nicht nur an die Wirklichkeit, die von außen an ihn herankommt. Er tränkt sein Wesen auch aus unterirdischen und überirdischen Quellen, um es in die Welt mystisch einzufügen. In ihm rumort nicht nur das geringe Reich der Erdkugel, der ganze Kosmos bewegt sich in ihm. All dieses nicht aus drei kargen Erdendimensionen, sondern aus ungezählten Übererdendimensionen zusammengesetzte Geistessein des grünen Heinrich verleugnet seinen Vater keineswegs. Man hüte sich doch, das kühle Vernunftwesen in Keller so eifrig zu überschätzen und nur darum aus dem Züricher einen Apostel des matten Materialismus zu machen, weil er bei Feuerbach und Hettner und dem Verdauungskünstler Moleschott und anderen auf das Erdenziel nur lossteuernden Gesinnungsfreunden eine Zeitlang seine Erbauung entleiht!

Um die gleiche Zeit, da Keller den „Grünen Heinrich“ formt, beginnt in Rußland Leo Tolstoi das Riesenwerk, seine Seele in Tagebuchaufzeichnungen auseinanderzusetzen und eine unverhüllte Selbstverräterei zu betreiben, die der Menschheit eines Tages als mustergültige Lehre dienen soll. Tolstoi fängt zu schreiben an, und er fühlt sich sofort als Evangelisten. Keller fängt zu schreiben an, und er fühlt sich kaum als ganz Berufenen und Auserlesenen. Er verrät sich gegen seinen Willen. Der Hohn, der das Genie trifft, das ist seine Erfahrung. Die Erfahrung soll das Beichtwerk be-

schließen als ein niederschmetterndes Kapitel. Ja, die Verbissenheit des Zürichers geht so weit, daß er die Mutter des grünen Heinrich in den Ruf der Leichtfertigkeit und Unzuverlässigkeit bringen will, da *sie* an die Zukunft ihres Kindes glaubt. So schrumpft der Glaube an die Lösung des Absoluten scheinbar in der kleinen Welt des Mütterlichen zusammen. Da aber die Mutter ihren Sohn niemals anklagt, sondern ihn stets verteidigt, so verbündet Mutter und Sohn, das heißt die inneren Kräfte in ihrem Weltenglauben, eine Verwandtschaft, die weit über das Irdische fortstürmt, um dem Überirdischen vielfaches und seltsames Zutrauen entgegenzubringen.

Aus Willen und Ahnung wird der Witwe und ihrem verschlagenen Sprößling eine Metaphysik geboren, die Übernatürliches streift, den Glauben an die Macht eines schönen Dämons im Menschen pflegt und die Hoffnung nicht aufgibt, daß der Himmel den Menschen zum Erreichen seiner höheren Ziele gebraucht. Mutter und Sohn bekunden diesen Glauben in der tätigen Bejahung des Schicksals. Wohl sind alle Bürgerträume um Gott nach dem Feuerbachisch redenden Keller „luxuriöse Träume", aber der Traum um das ungetrübt Göttliche, das der Mensch aus sich selber erzeugt und fast gegen seinen Willen verehrt, das ist Kellers ursprünglichste Neigung. Der dichtende Philosoph und der philosophierende Dichter heiligen sich in dieser Göttlichkeit. Sie blättern dieses Blütenwesen ihres Gemütes mannigfach auf.

Das „unbekannte Meisterwerk“ Balzacs enthält folgenden Satz: „In den Menschenempfindungen lebt eine Blume, aller Gründe Anfangs- und Quellenblume, die von der adelnden Begeisterung erzeugt wird. Sie welkt und verdorrt, bis unser Glück nur noch eine Erinnerung und unser Ruhm nur noch eine Lüge ist.“ Als Leitspruch könnte dieser Satz, der vor den Augen des jungen Gottfried Keller stand, über der ersten Fassung des „Grünen Heinrich“ stehen, die alles zerbricht in dem Jüngling, die ihn schmachvoll und frühzeitig sterben läßt und nicht duldet, daß er als ein Gerechter auf die Nachwelt gelange. Schuld und Sühne, sie werden bei dem Romantiker Balzac, der mit der Wirklichkeitsgebärde prunkt, zelotisch ausgewogen. Gleiches will der junge Züricher. Und als er alt wird, und als er reif und milde und weise wird, da schwört er diesen Zelotismus ab. Nochmals sei es gesagt: Dieses Abschwören der Jugend, dieses sachte und überlegte Hineingleiten in die Frömmigkeit vor dem Unerforschlichen, die Feuerbach und sein Anhang nicht dulden wollen, das wird von Keller keineswegs verschmäht.

Man gelangt auf einigen Kreuz- und Umwegen zu seiner Metaphysik, aber man gelangt doch zu ihr. Und nicht nur mit Hilfe der Logik, sondern auch mit Überlegungen, die das Gebiet des Sittlichen berühren. Einmal legt Keller den Unterschied zwischen dem ästhetischen und unästhetischen Leiden fest. Ästhetisch sei Niobe, die ihre hinsterbenden Kinder beweint. Sie sei vielleicht schön, weil der Künstler und der Erfin-

der des Mythos sie ständig in Erhabenheit über das gewöhnliche Schluchzen der Menschen hinausrecke. Und es wird gefragt: Wäre es darum nicht zu dulden, daß man auch eine Frau schön findet, die unter ihrer Arbeitslast aufseufzt? Es erfolgt die aus dem sittlichen Gewissen strömende Befreiung des Urteils: Man hüte sich, derartige Leiden einer Halbgöttin und einer Tagelöhnerin splitterrichternd aneinander abzumessen. Der Schmerz der Arbeiterin ist ebenbürtig dem Weh der Halbgöttin!

Das ist zunächst ein sittliches Wort. Das sittliche Wort wird aber zum ästhetischen. Es wird das ästhetische Wort zu dem Satze, der Leben und Überleben ausgleicht, alles einordnet in die Gesamtheit, Sterne und Mücken gleicherweise liebt und vor allem nicht mehr imstande ist, vor dem Ewigen deshalb unfromm zu sein, weil das Irdische so viel Andacht erfordert. Die meisten Menschen sehen nicht, daß ein Stücklein der gleichen Seele, die in Praxiteles gepulst hat, auch in dem Krüppel und Narren pulst. Findet es, und ihr werdet durch die Entdeckung dieses verborgenen, oft häßlich verhüllten Seelenkörnleins die ganze Welt und ihre Seele auch finden! Finden in ihrer grenzenlosen, umfassenden Gesamtheit! Nun kann kein unzufriedener Kirchenherr mehr schelten, daß Keller ungläubig geworden sei. Jetzt kann kein Feind des Himmlischen mehr Keller in die Gesellschaft der entschiedenen Leugner und Fetischisten der Kraft und des Stoffes hineinzerren. Nun müssen all die Halben unzufrieden sein und stau-

nen, staunen über die Rundung und Vollendung des Kellerschen Weltbildes.

Fest wurzelt dieses Höherschwingen in der scheinbaren Starrheit des Kellerschen Temperamentes, das plötzlich so sehr flüssig und beweglich wird, das plötzlich mit einem hellaufzuckenden Blitzen von der Erde schnurstracks in den metaphysischen Himmel hinaufklettert. Kellers Abneigung gegen den „luxuriösen Gottestraum" verwandelt sich in das reine Verlangen nach dem Göttlichen. Er will das Göttliche so schauen, daß es von keinerlei Trübung verhüllt wird. Es geht ihm ebenso wie dem Genfer Amiel. Sie sind Gegner eines deistischen Symbolismus, weil sie die absolute Gottesidee retten möchten. Christ, Satan, Hölle, alles das ist ein vergröberter Symbolismus, der Geistiges ins Irdische hinunterzieht. Die Kühnheit und die Freiheit müssen rückerobert werden, damit das Geistige erfüllt wird. Der Mensch stelle sich unmittelbar vor das Göttliche, er stütze sich nicht auf Überlieferung und Kanzellehre! Angelus Silesius sagt: „Das Auge, durch das ich Gott sehe, ist das gleiche Auge, durch das Gott mich sieht." Alles kommt darauf an, daß solches erkannt werde. Ein Sinnbild ist nur von einem früheren Sinnbilde erschaffen worden. Alle Sinnbilder gehören in Eltern- und Geschwisterschaft zusammen. Wo bleibt aber das ursächliche, ewige, nicht mehr einen Erzeuger anrufende Bildnis? Es ist allein das Geistige. Es ist blaß, es ist beinahe ein Nichts, es ist auch sicher nicht das alltägliche Christusbild. Das

Sinnbild des Geistigen kann auch niemals eine Marienlilie oder der Petersschlüssel oder der Petrusring oder der heilige Erlöserfisch sein. Das Sinnbild des Geistigen ist etwas Unbildliches; es wurde nur ausgeformt im Innern des Menschen; es kann nicht ausgeformt werden durch Stein oder Farbe!

AUSKLANG

Derartige Vertrauensseligkeit, von Selbstsucht befreit, von Selbstbehorchung begleitet, von Selbstdurchleuchtung unterstützt, ist Kellers Neigung. Da er die Wirklichkeit auf der Erde und unter der Erde und über der Erde weiß, verzichtet er auf keines dieser Reiche geflissentlich. Man liest in den Rauscherinnerungen des Opiumessers Thomas Quincey, daß er erst in seiner Gifttrunkenheit die Augen für die Leiden und das Glück der Menschen geöffnet habe. Vorher sei sein Sinn verschlossen gewesen und unzulänglich, um das Weltwesen in seiner leidstrotzenden und glückbeladenen Buntheit zu sehen. Keller ist der Meinung, daß Hellsichtigkeit, erhöht durch innere Mystik, mit der klaren Sinnenfestigkeit gut verträglich ist. Ja, man darf sogar feststellen, daß die nach dem Rausch kommende Nüchternheit und Verbitterung seiner Arbeit höchlichst genutzt hat. Die großen und tief gewitternden Ernüchterungen und Läuterungen spielen im Leben Gottfried Kellers eine wichtige Rolle. Von Gedanken ist er schon überfüllt, wenn er nur die Leibwäsche wechselt, und er nimmt solche innere Durchrodung in allen Zeiten bis zu seinem Tode vor. Er ist kein rosiger Be-

jaher des Guten, er ist auch kein wurmiger Verneiner, er ist ein ewig ringender und keuchender Sittenfreund, der sich aus religiösen und ästhetischen Dogmen mit Wucht losreißt. Er ist ein tobendes Genie, und da ihn leicht viel innere Wut anstößt, nimmt er sich behutsam zusammen, um gleich einem lächelnden Weltmann zu reden. Es gilt nur, hinter solcher Sprache die Geheimsprache des Dichters herauszuspüren. Hat man erst ihren richtigen Ton verstanden, dann erhellt sich das Wesen des Dichters sonderbar und tragisch. Man sieht den Dichter, wie er sich herumschlägt mit den Fragen des Weltgeistes, wie er es flammender tut als ein Bekenner, dem stürmisches und rasselndes Wort Gewohnheit ist.

Man erinnert sich an Pestalozzis lehrreiche Geschichte von der genialen Kindererzieherin Gertrud. Die Erzählung hat nur eine Dorfgeschichte sein sollen, sie wurde aber eine Weltgeschichte. Und in ihr lebt ein Lehrer, wohl Pestalozzis Ebenbild. Keller hat Pestalozzi hoch verehrt, und ihm kann ein schweres, die sittliche Überlegung mächtig packendes Erlebnis dieses Lehrers nicht entgangen sein. Der Lehrer fühlt das Bedürfnis, in einer Neujahrsnacht tief in sich hineinzusteigen. Er scheint zwar nur ein Dorfschulmeister, er ist jedoch ein Weltschulmeister, und so prüft er mit Unermüdlichkeit all die pochenden Kräfte, die ihm zur Erziehung und Veredelung des Menschengeschlechtes zur Verfügung stehen werden. Und er tut es mit unglaublicher Gründlichkeit. Er

zögert vor nichts, was seine Selbsterkenntnis verlangt. Er schöpft sein Innerstes aus bis zum letzten Wassertropfen des Geistesstromes und der quillenden Seele. Er beschuldigt sich, daß ihm die Duldsamkeit, die doch des Lehrenden ursprünglichste Temperamentsart sein soll, gefehlt habe. Er schilt sich selbstgefällig und bekennt damit eine Sünde, die der reinsten Menschen- und Weltliebe am meisten im Wege ist. Er unterläßt es nicht, sich sonst noch der Fehler und der Schwächen zu beschuldigen. Er will den Kampf des Inneren Strich auf Strich und in der leisesten Entladung nachzeichnen. Aufhorchen sollen die Schüler. Das Trauerspiel einer tosenden Menschenläuterung soll sich vor ihren Augen und Ohren abspielen. Der Lehrer wird zum belebenden, sehr moralischen Schauspieler. Er wird die Quelle des sittlichen Sprühens, er wird die berieselnde Macht, die auf die Einbildung und den Willen des Schülers nicht wie ein Komödiantentum und wie eine Papageiengeschicklichkeit wirkt, sondern gleich allen aufwachenden Mächten des pulsenden Daseins. Nur das ewig Sprießende und noch nicht in Vollendung Erstarrte und Versteinerte kann eben zum fesselnden Beispiel werden. Das A und O der Weisheit und der Sittlichkeit darf aber aus diesem bescheidenen Beispiel des beichtenden Lehrers gezogen werden. Wenn der Lehrer seine Beichte beendet, so endet er mit deutlicher Schwermut und keineswegs mit übereilter Zufriedenheit. Er endet sogar erbittert und in der Zerknirschung darüber,

daß eines Menschen Willensheiligtum noch nicht endgültig wandle und heilige und heile, was noch in den Menschen schlecht, allzu irdisch und kränklich ist. Der Lehrer aber spricht: „Da stehe ich, da ist mein Sarg“ usw.

So klingt das Trauerspiel dieses Lehrererlebens in die Erhabenheit der großen Menschentrauerspiele aus. Ein Wesen, mächtig befeuert aus der Seele, zerbricht, aber es zeigt doch den Kampf und die Inbrunst, die Herrlichkeit des Genies und jene Ausdauer, die für die Ewigkeit und Unsterblichkeit arbeitet.

Auch dieser Dorfschulmeister, der ein Weltschulmeister werden sollte, ist Gottfried Kellers nächster Geistesgefährte und Mitwanderer über die Erde, die heute noch nicht müde geworden ist, solche tief beseelte, vom Gefühl und vom Verstand gleicherweis erfüllte Lebens- und Kraftweisheit zu empfangen. Ja, sie sucht heute über den ganzen Weltenrund sehnender als jemals nach Menschen, die mit Hilfe ihrer inneren Einheit vereinigen sollen alle Zerrissenen und Zersprengten, alle Unruhigen und Rastlosen, alle, die mit dem Himmel und mit der Erde gleich schlimm zerfallen sind. Im Monat vor dem Krieg von 1870 spielten sie in Paris ein Werk Henri Becques, das Trauerspiel des Arbeiters „Michael Pauper“, der wahnsinnig wurde, weil er ein reiches Mädchen umsonst liebte. Dort wird von dem armen Manne gesagt, er habe wohl Genie, er habe jedoch kein gesittetes Benehmen. Ja, auf diese Gesittung, auf dieses Einschmelzen des

Menschenwesens in das Weltenall kommt alles an. Wir können aufgeklärt werden, wir können klug werden und sogar gelehrt. Aber das Gleichmaß, nicht nur der Sphären Harmonie, sondern des Alltags Harmonie, das ist die Welt, die am schwersten verrammelt ist. Wie sie trotzdem gewonnen werden kann, das zeigte Gottfried Keller in seinem Leben und in seiner Dichtung. Und darum reiht er sich eben, mannigfach und tüchtig fruchtbringend und zugleich prächtig anmutig, ein in das, was die empfindsamen Geister Europas heute noch dankbar feiern müssen und lobpreisen.

Von Max Hochdorf erschienen u. a.

Romane:

Das Herz des Little Pu
bei Axel Juncker, Berlin

Die Träume der Nathalie Braunstein
bei Egon Fleischel & Co.

Die Erleuchteten
bei Rascher & Co., Zürich

Novellen:

Dunkelheiten
bei Egon Fleischel & Co.

Die Leiden der Simoni
bei Axel Juncker, Berlin

Ju-hei-tschu, die Entensauce und der Mops
bei Axel Juncker, Berlin

